THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

K 280.-

210

L. Lobmeyr

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/einvermchtniss1882feue

927.5
F43n

LUDMEYR
196

EIN

VERMÄCHTNISS

VON

ANSELM FEUERBACH.

WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1882.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

SEINEN

FREUNDEN UND SCHÜLERN.

In dem schriftlichen Nachlasse Anselm Feuerbach's befand sich eine Mappe mit der Ueberschrift:

Aus meinem Leben

von

Heidelberg, im Frühjahre 1876. **Anselm Feuerbach.**

Sie enthielt Aufzeichnungen über seine Jugend und über die verschiedenen Perioden seiner künstlerischen Entwicklung je nach den Orten und Schulen, welche er der Reihe nach besucht hatte, so wie Berichte über seine Wirksamkeit als Künstler in Italien, Deutschland und Oesterreich. Ausser diesen persönlichen Eröffnungen fanden sich in einem besonderen Umschlag eine Anzahl kleiner Aufsätze über künstlerische Fragen, Grundsätze und Einrichtungen, nebst einer Sammlung von Aphorismen vermischten Inhaltes, unter dem Gesammttitel: »Anhang«.

Von diesen Schriften waren einige ganz, andere mehr oder weniger ausgeführt, manche auch nur flüchtig hingeworfen. Dennoch ist es unzweifelhaft, dass der Autor eine spätere Vollendung und Veröffentlichung derselben im Sinne trug; dafür bürgen nicht nur verschiedene Stellen in den

Aufzeichnungen selbst, sondern auch mehrere Entwürfe zu Vorreden, welche den Papieren beigelegt waren.

Die begonnene Arbeit im Sinne des geschiedenen Künstlers auszuführen und dieselbe in seinem Namen und Andenken dem Druck zu übergeben, erschien als eine heilige Pflicht, als ein doppeltes Vermächtniss.

Es war dies eine schwere und beängstigende Aufgabe; denn wer hätte es wagen dürfen mit einem fremden Hauch diese Blätter zu berühren, deren jedes den Stempel der reinsten künstlerischen Originalität an sich trug? Hier gab es nur eine Rettung und zwar auf dem Wege, welchen der Verfasser selbst in einer seiner Aufzeichnungen durch Einschaltung eines früheren Briefes betreten hatte.

Die Briefe Anselm Feuerbach's an seine Familie vom Jahre 1845 bis 1879 waren vollständig vorhanden. Von seinem Weggang aus dem elterlichen Hause bis zum Tode seines Vaters hatte er an die Eltern gemeinsam geschrieben; dann bis 1873 an Mutter und Schwester. Von diesem Zeitpunkt an waren seine Mittheilungen in unumschränktester Offenheit an die Mutter gerichtet.

Diese umfangreiche Briefsammlung wurde für die Vervollständigung der gegenwärtigen Schrift in doppelter Weise benützt: Erstens, um die auffälligsten Lücken in den Aufzeichnungen auszufüllen und diese letzteren auf einen annähernd gleichartigen Grad der Ausführung zu bringen; Zweitens, um durch Einfügung fortlaufender erläuternder Belege den äusseren Zusammenhang herzustellen.

Es muss ausdrücklich und wiederholt betont werden, dass, wenn auch die Schilderung der Kindheit dies vielleicht erwarten liesse, diese Blätter demungeachtet keine Lebens-

beschreibung enthalten, sondern nach dem klar ausgesprochenen Willen des Verfassers, einzig und allein eine rückhaltlose Darlegung seiner künstlerischen Bildung und Thätigkeit in möglichst gedrängter Form.

In solchem Sinne fasst dieses kleine Buch das Sein und Wesen, das Empfinden und Denken Anselm Feuerbach's in der ihm eigenen Weise des Ausdrucks mit voller Unmittelbarkeit in sich. Die nöthigsten Redactionsänderungen ausgenommen, findet sich darin kein Wort, welches nicht von ihm herrührt. Diejenigen, welche ihn kannten, werden glauben ihn sprechen zu hören, wenn auch der weiche schöne Laut der Stimme für immer verklungen ist.

Die kleinen Abhandlungen und Aphorismen finden sich in dem Anhang neu geordnet.

Von den vier vorhandenen Entwürfen zur Vorrede soll der einfachste und kürzeste hier als Einleitung oder Einweihung folgen.

VORWORT.

Gegenwärtiges Bruchtheil aus meinem Leben ist im Frühling 1876, nach schwerer Krankheit in der Reconvalescenz geschrieben.

Den Wenigen, welche sich die Mühe gegeben, meiner künstlerischen Entwicklung einige Aufmerksamkeit zu schenken, werden diese Zeilen vielleicht nicht uninteressant sein.

Sollten sie dazu dienen, hie und da eine Seele für das Verständniss meiner Werke zu erwecken, so wäre Alles erreicht, was ich zu wünschen habe.

Nürnberg, 1878.

Anselm Feuerbach.

Erinnerungen aus der Kindheit.

Meine Geburt, welche den so und so vielsten in Speyer erfolgte, ist, wie mir scheinen will, für mich als ein vierfaches Unglück zu betrachten. Einmal, dass ich überhaupt geboren wurde und als wahrhaftige Künstlerseele das Licht der Welt erblickte; dann aber, weil mein Vater ein deutscher Professor war, dessen Sinn und Geist damals ein classisches Kunstwerk erfüllte, über welches er seinerseits ein classisches Buch schrieb; ich meine den »Vaticanischen Appollo«. So wurde mir recht eigentlich die Classicität mit der Muttermilch eingetränkt; eine Classicität auf menschlich Wahres und Grosses gerichtet, die denn auch nicht verfehlte mein Leben zu einem hoffnungslosen Kampfe gegen meine Zeit zu gestalten.

Meine Mutter, eine schöne stille Frau, starb bald nach meiner Geburt. Dieser frühe Tod wirkte schlimm auf meinen Vater, der ohnehin von Jugend an eine krankhafte Neigung zur Selbstquälerei zeigte und fortan lebenslang einer Art von Gemüthskrankheit unterworfen blieb.

Meine um zwei Jahre ältere Schwester und ich wurden zu den Verwandten meiner Mutter nach Ansbach gebracht, wo zugleich der Grossvater Feuerbach als Apellationsgerichtspräsident seinen Wohnsitz hatte. Wir genossen der zärtlichsten Pflege und einer fast übertriebenen Fürsorge, so dass wir aus Furcht vor Erkältung kaum im Sommer aus den Winterkleidern kamen.

Von unserer blinden Grossmutter und einer unendlich gütigen und liebevollen Tante hat mein Gedächtniss nur schattenhafte Umrisse aufbewahrt und es sind mir aus dieser frühen Zeit nur wenige deutliche Erinnerungen übrig geblieben. Zu den frühesten gehört die Ermordung des Kaspar Hauser, in Folge deren ich aus Leibeskräften schrie, weil ich meine Schwester heftig weinen sah. Dann gedenke ich eines verwilderten Gartens, in welchen ich zur Dämmerungszeit aus dem Fenster unseres dunklen Zimmers hinab sah und in dessen Wegen unsere ältere Cousine, eine Bohnenstange als Lanze schwingend, mit aufgelöstem Haar herumraste. Es gefiel mir dies ausserordentlich.

Die Erinnerungen an das Feuerbach'sche Haus sind etwas lebhafter. Die Schönheit der Grossmutter Feuerbach fiel mir bald auf. Dann ist mir ein Familiendiner im Gedächtniss und das erste Gemälde, welches ich sah, eine schöne Dame in rothem Sammt, das Porträt der Herzogin Dorothea von Kurland, von Gerard gemalt. Noch erinnere ich mich einer Geburtstagsfeier in Grossvaters Studierzimmer, wobei wir Kinder eine pyramidal sich verjüngende Riesentorte überreichten. Trotz der Kürze dieser Audienz bewunderte ich einen enormen Globus, welchen ich einmal herumdrehen durfte und auf dem viel Geschriebenes stand.

Dann sind wir wieder in Speyer und eine neue Mutter ist mit uns. Grenzenloses Mitleid mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Entschluss veranlasst haben.

Später erfolgte unsere Uebersiedlung nach Freiburg in Baden und der schöne Schwarzwald mit seinen Felsenschluchten und stürzenden Bächen ist von da an neun Jahre lang der Hintergrund meines kindlichen Denkens und Empfindens geworden 1).

Im siebenten Jahre war ich todtkrank am Typhus. Deutlich gedenke ich jener Nacht, in welcher ich zwei ernste Männer um mich beschäftigt sah, und jener andern, in der ich zum erstenmale wieder sprach und meine Stimme mir fremd vorkam. Während der Reconvalescenz soll ich bedeutende Bösartigkeit entwickelt haben, was sonst meine Sache nicht war.

Zu jener Zeit war es auch, dass mein Vater täglich eine Stunde an meinem Bette sass und mir in seiner plastisch weichen Art die Odyssee erzählte. Vor mir lagen dann immer die Flaxmann'schen Blätter. Die Erzählung hatte mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen, so dass ich das Griechische später mit Leidenschaft und Glück im Gymnasium erlernte und selbst die trockene akademische Behandlung des Stoffes meine Begeisterung nicht zu schwächen vermochte, während ich mich schwer entschliessen konnte den Julius Cäsar für einen grossen Mann zu halten, so sehr missfiel mir sein Latein.

Einer der beiden vorhin erwähnten Aerzte war Medicinalrath Professor Schwörer. Da derselbe als rother Faden durch meine Knabenzeit geht, so widme ich ihm ein eigenes Capitel.

Medicinalrath Schwörer war der Jugendfreund meines auf tragische Weise früh untergegangenen Onkels, des geistvollen Mathematikers Karl Feuerbach. Mit wehmüthigem Behagen erzählte Schwörer von seinen Erlebnissen mit Onkel Karl, welch verwegener Hitzkopf er gewesen sei, wie ihn jede Gefahr unwiderstehlich lockte und wie es für seine Einfälle und Launen keine Grenze gab. Auf dem Spaziergang sprang er plötzlich in den Bach um sich vom Mühlenrad umtreiben zu lassen; dann waren sie auf der Vogeljagd mit Doppelflinten und Schwörer stellte sich, nachdem er meinen Onkel wegen seines schlechten Treffens geneckt, wenige Schritte entfernt vor ihm auf in der nicht sehr ästhetischen Position, welche eine schöne Gegend von unten betrachtet in erhöhtem Reiz erscheinen lässt. Diesmal galt es aber Ernst. Schwörer commandirte »Feuer«, und Onkel Karl schoss ihm auch richtig die beiden Ladungen in den linken Rockflügel.

In den Jahren der Demagogenverfolgung waren die beiden Freunde als staatsgefährliche Männer eingekerkert; Onkel Karl in dem weissen Thurm zu München, wo ihm zwei Selbstmordversuche missglückten, Schwörer auf der badischen Festung Kisslau, wo er sich behaglich mit Musikunterricht beschäftigte 2).

Noch sehe ich den corpulenten, martialisch auftretenden Mann vor mir mit seinen grossen sanften Augen, dazu das von der Studentenzeit her zerhauene Gesicht! Das Andenken an ihn wird mir immer lieb und werth bleiben. Trotz seines ultramontanen Colorits hatte er für Natur und Kunst ein offenes Herz. Er pflegte uns meistens gegen Abend zu besuchen und oftmals sah ich ihn, nachdem er weggegangen,

noch lange mit auf den Rücken gelegten Händen neben dem Garten stehen, die fernen Vogesen betrachtend, hinter welchen die Sonne unterging.

Er hatte in späteren Jahren sein Geburtshaus gekauft, in enger Strasse, klein, unansehnlich. Gemalte Fensterscheiben, alte Bilder, die Wände grün umrankt, wo irgend Raum und Licht war, ein wohlgepflegtes winziges Gärtchen, hinter welchem die nördliche Langseite des Münsters mächtig und dunkel emporstieg! Grosse prachtvolle Hunde begleiteten den Eintretenden freundlich aufmerksam Schritt für Schritt. Im Studierzimmer ein malerisches Durcheinander, wie ich es nie wieder im Leben gesehen; Waffen aus allen Jahrhunderten, Kupferstiche, plastische Alterthümer, ausgestopfte Thiere, Pflanzen- und Steinsammlungen, dazwischen die Bibliothek auf hohen Gestellen und Dutzende von Vögeln frei herumflatternd oder in Käfigen.

Schwörer war Nachts am Sterbebette meines Vaters. »Muth, Freund!« waren seine Worte, auf welche der Sterbende das letzte Zeichen des Verständnisses gab.

Schwörers Frau, schlicht und herzlich, war Freundin meiner Mutter.

Nach dem Nervenfieber litt ich einige Jahre hindurch an beinahe wöchentlich wiederkehrendem Alpdruck des Nachts. Es war mir dann als schwellten die Hände riesengross auf. Ich trommelte auf der Bettdecke und stiess einen Schrei nach dem andern aus, dass es durch das Haus gellte; zuweilen auch sah ich grosse wilde Thiere, Löwen, Tiger, Wölfe, Bären, lautlos und langsam durch das Zimmer schreiten ohne dass ich daran dachte um Hilfe zu rufen.

Noch entsinne ich mich aus jener Zeit eines hässlichen phantastischen Traumes, welcher sich häufig wiederholte und fast immer der Vorbote eines Krankheitsanfalles war.

Da ich eben im Zuge bin meine Jugendfährlichkeiten mitzutheilen, will ich nicht versäumen zu erwähnen, dass ich in meinem zehnten Jahre die Wahrheit des Spruches: »Spiele nicht mit Schiessgewehren«, an meiner eigenen Haut bestätigt finden sollte.

Im Hause neben an hatte der mit mir fast gleichalterige Sohn eines pensionirten Majors zwei Gewehre mit Feuerschlössern und es fehlte uns bei dem Schlusscommando »Feuer« nur das Pulver. Diesem Mangel sollte abgeholfen werden, indem ein im Hause wohnender Student, ich glaube der Sohn des Hauseigenthümers, die Gewehre bisweilen zu heimlicher Vogeljagd zu benützen pflegte. Arglos nahmen wir unsere gewöhnlichen Uebungen vor und zum Abschied, in kürzester Distance, auf der Treppe, drückte mein Freund sein Gewehr auf mich ab. Nur meiner zufälligen Stellung hatte ich es zu danken, dass der Schuss durch den rechten Arm und die linke Hand anstatt durch die Brust ging.

Im Hinstürzen hörte ich durch den Pulverdampf den Schrei: »Vater, ich habe den Feuerbach erschossen!« Nachdem ich mich aufgerafft, war es mein Erstes, den alten Herrn um Gnade für seinen Sohn zu bitten, dann taumelte ich nach Hause, um meine Eltern nicht wenig zu erschrecken. Alsbald war ich in den Händen unseres Medicinalrathes; meine Mutter hielt mich fest und sprach mir zu. Ich hatte Angst feige zu werden. In der ersten Wundfiebernacht, wo ich sehr unruhig war, erzählte sie mir den Steffen Langer von der Frau Birchpfeiffer, was ich nie vergessen habe.

Meine Fürbitte zu Gunsten des Freundes Anton hat, fürchte ich, wenig Erfolg gehabt. Nachdem der Herr Major erfahren hatte, dass ich ausser Gefahr sei, that er sich eine

besondere Güte. Er sagte mir später: an der Beresina sei es ihm nicht so schlimm zu Muthe gewesen als in jener Viertelstunde 3).

Meine Liste ist aber noch nicht zu Ende. Nicht sehr lange nach dieser ersten Verletzung fiel ich im Hause eines andern Bekannten bei der Vertheidigung einer aus alten Kisten hoch auferbauten Ritterburg in voller pappendeckelner Rüstung vom höchsten Thurm herab und brach das Schlüsselbein. In derselben Nacht reiste mein Vater nach Italien ab. Ich glaube es war Anfang September 1839, und ich verbarg meinen Unfall so gut ich konnte, um die Abreise nicht zu stören, was mir grosse Schmerzen und monatelange Unbequemlichkeit zuzog.

Diese unerfreulichen Folgen meines Heroismus haben mir das Ritterthum frühe gründlich verleidet.

Meine Schwester war ein zartes Geschöpfchen, feingliedrig, voller Beweglichkeit, geistig hochbegabt, voll Witz und Phantasie und heisser Leidenschaftlichkeit. Von frühester Jugend ganz aufeinander angewiesen, spielten wir Beide ein phantastisches Märchenleben in dem wirklichen Leben. Das Spiel dauerte von Morgen bis zum Abend. Meine Schwester war unerschöpflich im Erfinden. Ihre poetischen Einfälle erfüllten sie ganz und gar, während ich früh nach anschaulicher Gestaltung strebte.

Es war gewiss oft verwunderlich zu sehen, wie in der ausschliessenden Beschäftigung mit den seelischen Gewalten, die uns über den Kopf wuchsen, Keines von uns über sich selbst hinaus so recht zu dem Andern kommen konnte.

Wäre die drohende Wolke von Vaters Nervenverstimmung nicht stets über uns gestanden, so würde unsere Jugend eine sehr glückliche gewesen sein; und auch so war sie noch reich und heiter. Mein Vater hatte in seiner tiefen Liebe und in der Erinnerung an die Vergangenheit eine Art von geheiligter Rücksicht für seine Kinder; seine Reizbarkeit traf uns nie persönlich, er verbarg sie vor uns so gut er konnte. Das Uebrige liess uns der jugendliche Leichtsinn verschmerzen.

Es gingen viel bedeutende Menschen in unserem Hause aus und ein; alles Schöne in Natur, Kunst und Leben wurde mit Interesse aufgenommen und wir Kinder hatten unseren Antheil an dem was vorging, da wir nie in einer Kinderstube abgesperrt waren. Es wurde auch viel gute Musik im Hause gemacht; Haydn, Mozart, Beethoven waren mir immer in den Ohren. Diese Klänge von Kindheit an gewöhnt, waren Veranlassung, dass ich, ohne musikalisch gebildet zu sein — ich scheute das technische Lernen — gute Musik von mittelmässiger gar wohl zu unterscheiden wusste.

Der Hass gegen alles Formlose war mir von der Natur eingepflanzt.

Was die Schule betrifft, so war ich fast immer der Erste in meiner Classe. Die bildsame Luft im elterlichen Hause und daneben ein fortlaufender tüchtiger Privatunterricht halfen über alle Schwierigkeiten hinweg. Meinen Gymnasialprofessoren — zwei davon waren Geistliche an der Jesuitenkirche — habe ich stets ein freundliches Andenken bewahrt. Vicar Schellenberg, ein liberaler, herzensguter,

vorurtheilsloser Mann, gab uns höheren Religionsunterricht, d. h. Religionsgeschichte. Wir liebten ihn sehr, und nach langen Jahren, kurz vor seinem Tode, konnte ich ihm noch meinen Dank ausdrücken, dass er mich vernünftig denken gelehrt hatte.

Von meinen Privatlehrern habe ich besonders zwei im Gedächtniss behalten. Der erste war ein armer, ruppiger Schweizer mit Namen »Gemperle«. Er verstand gut Griechisch und Latein, war aber sonst ein wunderlicher Patron. »Gegen den Tod ist kein Chrüttli gewachsen«, pflegte er zu sagen und hieb dabei mit einem gewaltigen Ziegenhainer einigen Disteln die Köpfe ab. Wir machten öfters Spaziergänge und kehrten in benachbarten Orten ein. Eines Abends wollte er durchaus in einen Hühnerstall einsteigen und, wie er sich ausdrückte, »einen Hahn mitgehen heissen«. Ich fand Gründe ihm solch unziemliches Benehmen auszureden. Bald genug sollte er es an sich selbst erfahren, dass für den Tod kein Kraut gewachsen ist, denn er starb kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz.

Mein zweiter Lehrer, Herr H. Poppen, eine helle, heitere und grundtüchtige Natur, war mir zugleich Lehrer und Freund. Ich hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm, das mich nie betrogen hat. Er machte inzwischen rasche Carrière und ich hoffe ihn noch als Finanzminister in Karlsruhe begrüssen zu dürfen.

Den gegenwärtigen Abschnitt widme ich in behaglicher Rückschau meiner Wirksamkeit als Strassenjunge. Es war ein höchst löblicher Grundsatz meiner Eltern, mich in den Freistunden auch wirklich ganz frei zu lassen. So kam es,

dass ich einer der bekanntesten Gassenbuben in unserem Revier war. Prügel hin und her, manchmal grosse Schlachten. Zerbrochene Fenster und Laternen bezeichneten damals meine Pfade.

Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Boxen, Radschlagen, auf hohen Stelzen einen Walzer tanzen, oder die Waden eines harmlos Vorübergehenden mit nie fehlendem Pfeilschuss schädigen, gehörte damals zu unseren bekanntesten Belustigungen. Hohe Münster und ganze Städte aus Pappendeckel aufzubauen, liebte ich sehr. Auch Kriegsschiffe jeglicher Art und Grösse, mit vollem Segel und Takelwerk, wurden ausgeführt, und auf dem Nebenarm des sogenannten Mühlenbaches war meine Flotte die stärkste und gefürchtetste. Daneben fehlte es nicht an pochenden Eisenhämmern und klappernden Mühlen. Der ganze kleine Stadttheil, »die Insel« genannt, war demnach mit Industriellem unserer Mache angefüllt, wie mich nachträglich bedünken will, nicht immer zu Nutz und Frommen der rechtmässigen Besitzer.

Ob mein Vater über diese Inselbelustigungen nach ihrem ganzen Umfang unterrichtet war, wüsste ich nicht zu sagen. Dass manche zerbrochene Scheibe im Stillen bezahlt wurde, ist zweifellos. Auch war die Hilfe meiner Mutter unentbehrlich für die Unterbringung und das Gedeihen meiner Menagerie, welche aus einem selbst aufgezogenen Thurmfalken, einem zahmen Specht, einem Hasen und einigen Blindschleichen bestand, welche letztere ich aber selbst versorgen musste.

Meine spätere dauerhafte Gesundheit kann ich nicht umhin diesem ungebundenen Strassenleben zuzuschreiben und ich denke auch gerne an unsere damalige Casa de Diavolo zurück.

Im Frühling 1840 kehrte mein Vater als ein ziemlich stiller Mann von Italien heim. Der geistvolle Redefluss, der ihm in seinen guten Stunden eigen war, der feine Humor,

der zündende Witz, das Alles schien grossentheils versiegt; das Bewusstsein, die Reise zu spät gemacht zu haben, die engen kleinen Verhältnisse der Freiburger Universität, mögen, neben körperlichen Leiden, die Ursache dieses stetigen Gemüthsdruckes gewesen sein.

Mein Vater brachte Münzen, Gypse und Stiche nach Michel Angelo mit. Diese und einige Mappen der München-Schleissheimer Galerie legten das Fundament für meine spätere künstlerische Richtung.

Vorerst waren Rubens und Van Dyck meine auserwählten Lieblinge.

Ich komme spät auf eine Frage, deren Beantwortung sicherlich schon länger erwartet wurde und für welche das Vorhergegangene nur eben den Boden urbar machen sollte; ich meine das erste Auftreten meines künstlerischen Talentes.

Es war mir so natürlich, sowohl mit der rechten als mit der linken Hand alle irgend habhaften weissen, grauen, blauen oder gelben Papierstücke mit Kreide oder Kohle anzufüllen und in hübschen noch vorhandenen Geburtstags- und Weihnachts-Zeichenbüchern unmögliche Compositionen zu versuchen, dass ich dies für etwas ganz Selbstverständliches hielt. Ich hatte den Kopf voller Bilder; warum sollte ich sie nicht festhalten so gut es anging? Allerdings war von dem ersten Hasen, der die Namensunterschrift vertrat, bis zu den Germanenschlachten, welche die Uebergangsperiode bildeten und Jahre lang meine Phantasie erfüllten, ein bedeutender Weg.

Die erste mir selber klar in das Bewusstsein tretende künstlerische Gemüthsbewegung empfand ich als unnennbare

Wonne, da ich einen lebensgrossen schlafenden Barbarossa zeichnete, hinter ihm einen ernsten hochgeflügelten Engel, der mit erhobener Rechten Schweigen gebot, während ein paar kleine Genien mit Blasinstrumenten Lärm machen wollten. Die Zeichnung ist noch in meinem Besitz, da sie mir erinnerungswerth erschien und ich von da an geneigt war bis auf einen gewissen Grad den Werth meiner Arbeiten nach dem künstlerischen Glücksgefühl ihrer Entstehung zu messen.

Ich war damals zwölf Jahre alt und versuchte mich auch kühnen Muthes in der Plastik. Alle unsere Schränke waren mit meinen Lehmgeschöpfen gekrönt. In der Folge glückte mir auch hie und da eine Büste, wie ich denn in solcher Weise ein leidlich ähnliches Bildniss meines Vaters zu Stande brachte, welches auch wirklich in Gyps gegossen wurde.

Die Urtheile über meine künstlerischen Bestrebungen waren sehr verschieden. Viele unserer Freunde neigten dazu jeden Krickel Krackel für den Ausfluss eines Raphael'schen Genies zu halten, besonders da eine Raphaelsmütze mir sehr gut zu Gesichte stand. Der Zeichnungsprofessor im Gymnasium aber war anderer Meinung; er sprach mir rundweg alles und jedes Talent ab.

Im fünften Jahre meiner Gymnasialstudien ward ich unruhig und that, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr gut. Es wurden Zeichnungsproben nach Düsseldorf geschickt, an Lessing und Schadow. Lessing antwortete: »Der junge Mensch soll sein Gymnasium absolviren und dann weiter sehen.« Schadow aber schrieb: »Der junge Feuerbach könne nichts anderes werden als Maler und möge sogleich kommen.«

Dass ich mich dieser letzteren Meinung sofort mit grösster Leidenschaft zuwandte, war selbstverständlich. Ich quälte meinen kränklichen Vater so lange, bis er müde wurde

und seine Einwilligung gab. Er that es ungerne, da ihm Lessing's Meinung als die richtige erschien, die sie auch war. So wurde ich denn im Frühling 1845, in meinem noch nicht vollendeten sechzehnten Jahre nach Düsseldorf geschickt, wo ich bei Verwandten unserer Freiburger Freunde, Professor von Woringen, als Pensionär wie ein Kind des Hauses aufgenommen ward.

Und ein Kind war ich auch; ein vertrauensseliges, trotz des ungebundenen Strassenlebens von allem Gemeinen entfernt gebliebenes Kind; brennend vor Eifer in der Sehnsucht nach einem unbekannten Ziel und glückselig in all den Illusionen, die bisher meine Welt vergoldet hatten.

Düsseldorf.

Mit fröstelndem Unbehagen betrat ich zum erstenmal die hässlichen Räume der Düsseldorfer Akademie. Ausser dem gewöhnlichen Geruch, der allen öffentlichen Anstalten eigen ist, war hier noch etwas Besonderes, Feuchtes, Moderiges, was ich mit dem Ausdruck »akademische Luft« bezeichnen möchte.

Man sagte mir, dass in der Dämmerung eine vermummte Frau, die ehemalige Jacobäa von Baden, in den schaurigen Corridoren umherwandle. Wenn es wirklich gespukt hat, so werden es sicher die Geister der schlechten Bilder gewesen sein, die dort gemalt wurden; Geister, die weder leben noch sterben können.

Durch die Kellerräume fliesst die Düssel, dieses klägliche Wasser, um sich ausserhalb der Akademie in den Rhein zu wälzen, welchen sie in ihrer nächsten Umgebung schwarz färbt. In stillen Abendstunden hört man deutlich auf den Gängen das unheimliche Glucksen und Schluchzen dieses unglückseligsten aller Gewässer.

An Director von Schadow empfohlen, wurde ich als Schüler und Famulus alsbald in seinem eigenen Atelier internirt. Er war ein lebensmüder, kranker, barscher Mann, mit feinem, scharfgeschnittenem Profil und seitwärts gesenktem Kopf. Bei guter Laune konnte Schadow von hinreissender Liebenswürdigkeit sein. Seinem durch und durch aristokratischen Wesen wird er die Direction der Akademie zu danken gehabt haben; als Maler zählte er nicht. Er fühlte und gab sich aber als absoluter Herrscher. Auf der Akademie nannte man ihn schlechtweg »den Alten«.

Ich besuchte den Antikensaal; die übrige Zeit verbrachte ich anderthalb Jahre lang in seinem Atelier, ohne etwas zu lernen, trotz meines Fleisses. Sommer und Winter hindurch musste ich die Pinsel waschen, so dass meine Hände gesottenen Krebsen glichen.

Mein erstes Debut in der Malerei waren zwei Reihen Orden, welche ich auf ein Bildniss des Generals von der Groeben zu malen hatte. Bei dieser Arbeit überraschte mich eines Tages mein Onkel Ludwig, der Philosoph, welcher auf einer Rheinreise begriffen war. Man nahm ihn in Düsseldorf mit Auszeichnung auf, sowohl von Seiten der Künstler, als auch in dem Hause der Düsseldorfer Verwandten, meiner Pflegdame, wo er zu einer Abendgesellschaft eingeladen wurde, was er wohl nur in Rücksicht auf mich annahm, und in welcher er sich sichtlich unbehaglich fühlte. Er war zerstreut, sprach wenig und das Wenige in hastig hervorgestossener Weise.

Ich gestehe, dass mich dies zum erstenmal über den Kreis, in dem ich lebte, nachdenklich machte, und nachdem ich so weit gekommen war, fing ich an das Benehmen meines Onkels einigermassen zu begreifen.

Andern Tages war er frisch und flink. Als er von mir ging, so eifrig und geschäftig, den linken Arm ein wenig

hebend, wie ein Vogel der auffliegen will, in der rechten Hand sorgsam sein Reisetäschchen tragend, da schaute ich ihm freudig und mit herzlicher Anhänglichkeit nach. Später fand ich in meiner Tasche einen Thaler, der vorher nicht darinnen gewesen war.

Um diese Zeit wurde mir aufgetragen, eine lebensgrosse Schaufel nach der Natur in ein auf der Staffelei befindliches Schadow'sches Bild zu malen. Herr von Schadow schlief nebenan auf seinem Feldstuhl. Beim Erwachen sagte er heftig: »Schwerenoth! Dämpfen Sie die Glanzlichter; die Schaufel ruinirt mir das ganze Bild!»

In den ersten Wochen musste ich ein Porträt von Hasenclever, Schadow's Schwiegersohn, zur Uebermalung mit Malbutter einreiben. Ich butterte das Bild dergestalt ein, dass des andern Tages Augen und Haare in schwarzen Strömen herabgeflossen waren. Seit jener Zeit bin ich mit Einsalbungen vorsichtiger geworden.

Eine zu blaue Luft hinter einem heiligen Longinus brachte mir die Prophezeiung ein, dass ich für Colorit kein Talent besitze.

Ich war in dieser akademischen Zeit grenzenlos fleissig und von einer unbehaglichen Gewissenhaftigkeit.

Briefauszüge.

Düsseldorf, 14. April 1845.

»Am 9. April kam ich gegen Mittag in Düsseldorf an, ward auf das freundlichste empfangen und in ein artiges kleines Zimmer geführt, das die Aussicht in ein Gärtchen hat und in dem ich gleich heimisch war. Herr und Frau Trenelle sind sehr gut gegen mich; ich bin prächtig aufgehoben.

Noch denselben Abend wurde ich zu Director von Schadow gerufen, der im Kreise seiner Angehörigen und Freunde dasass wie ein Fürst von seinem Hofstaat umgeben. Ich machte meine Kratzfüsse mit einigem Herzklopfen. Er gab mir die Hand und sah heiter aus. Ich glaube auch, dass er einen Witz machte und selbst darüber lachte. Dann wandte er sich ernsthaft um und sprach zu mir: »Aus Ihren Zeichnungen sieht man das Talent, aber Sie müssen« u. s. w. »Es ist unumgänglich nothwendig, dass Sie« u. s. w. Er redete in ernsthaftem, langsamem Ton und sehr eindringlich wie mir schien. Darauf wurde musicirt und ich verabschiedete mich sobald ich konnte.

Als mich Herr Trenelle zum erstenmal in's Atelier brachte, sagte Herr von Schadow sehr wenig, machte keine Scherze mehr und setzte mir ein Gypsstück auf. »Da, zeichne dies!« Ich that es mit Eifer und Gewissensangst. Nachher hiess es: »Nehmen Sie Ihre Anatomie und kommen Sie.« Er voraus, läuft ohne sich umzusehen; ich hinterdrein, durch

Gänge, über Treppen mit vielen Wendungen, bis in das Atelier des Anatomielehrers, Professor Mücke: »Dieser junge Mensch hat Anatomie. Sehen Sie, ob er sich Ihrem Curs anschliessen kann.« Und damit Punktum! Herr Mücke war sehr artig. So zeichne ich in Schadow's Atelier seit zwei Tagen von Morgens früh bis Abends spät. Ich habe einen ganz dämonischen Eifer.«

Einige Tage später.

»Es war mir gesagt, dass ich in den Antikensaal kommen würde. Das ist nun doch nicht geschehen, sondern ich soll in Herrn von Schadow's Atelier unter seiner besonderen Aufsicht bleiben. Das Einzige was ich fürchte, ist, dass ich durch Schadow's Güte gar zu sehr gebunden sein werde. Doch wird sich dies wohl fügen; ein Glück muss es ja doch wohl sein, dass er sein Augenmerk so auf mich gerichtet hat, obschon ich lieber einfacher Classenschüler geworden wäre. Ich habe die Pinsel zu waschen, die Palette zu richten, den Ankauf der Farben zu besorgen und was dergleichen mehr ist. Es nimmt wohl viele Zeit weg, aber ich thue es gerne und lerne dabei. Ist doch Raphael selbst einmal Farbenreiber gewesen.«

October 1845.

(Auf die Rückseite eines mit Sepia gezeichneten Germanenlagers geschrieben.)

»Nehmt mit diesem Auswurf meiner Idee vorlieb! Wie erbärmlich ist doch diese Zeichnung gegen das Bild wie es in meinem Innern lebt. Der Gedanke ist mir peinlich, es nicht so machen zu können wie ich will. Ach, wäre meine Idee verwirklicht, was sollte das nicht für ein Bild sein! Edel,

schön, grossartig! Aber so ist es eine kleine Zeichnung ohne Feuer und Leben mit erbärmlicher Ausführung. Doch wer weiss, vielleicht komme ich langsam dazu, wenn ich studiert, wenn ich Uebung habe! Ich kann ja noch nichts. Raphael träumte von seinen erhabenen göttlichen Bildern und Michel Angelo; dies waren die grossen unsterblichen Meister. Ich träume nicht davon, aber es lebt beständig in mir fort. Ich sehe es vor Augen, ich sehe die Figuren sich bewegen, ich könnte es zeichnen, es ist wirklich kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht vor mir, es lebt und webt in mir; aber wenn ich es fassen will, dann verfliegt es mit Tücke.«

Ohne Datum, wahrscheinlich im Frühjahr 1846.

»Wenn ich allein bin, dann ist mir, als wisse ich was Kunst ist und ich bilde mir ein man könne Künstler sein ohne einen Strich zu thun. Da ist die Kunst etwas Wohlthuendes, Beruhigendes, Inniges. — Komme ich aber zu andern Malern oder gar auf die Akademie, dann sind plötzlich alle Ideale eingesunken. Da stehen die Professoren, denen man es am Gesicht ansieht, dass sie erfahrene Leute sind, die nie Unrecht haben. Dann komme ich mir erbärmlich vor und die Schwierigkeiten wachsen riesengross.«

»Schadow verlangt immer grossartige Ideen in der Composition und die Ausführung will er nach gewissen Regeln haben, die er mit dem Lineal anzugeben weiss. Ich habe nie gedacht, dass man Compositionen machen kann, die Einem nicht von selbst einfallen.«

»Zuweilen gehe ich insgeheim zu Lessing, der noch der Beste ist. Er lässt der Composition ihren Charakter und

corrigirt was da ist. »Die Kerls sollten stärker gefesselt sein«, sagte er neulich von einer Seeräubercomposition; das habe ich verstanden; und er lamentirt nicht über Das was nicht da ist, wie Schadow, der mich mit seiner Güte und seinem Unverstand muthloser macht als durch seinen Zorn.

Professor Sohn ist krank und mag mich nicht leiden, weil der Director mich verhätschelt. Was soll ich thun?«

Ohne Datum (1846).

»Sie halten mich für hochmüthig und meinen ich überschätze mein Talent; und es ist doch nur die grenzenlose Freude an der Arbeit, die mir diesen Anschein gibt. Den Rückschlag freilich, der auf die Begeisterung folgt, den kann ich besser verbergen, oder man hält mich dann für launisch. Wie viele misslungene Versuche zerrissen, verschmiert werden, das weiss Niemand. Meine Hand kann meinen Gedanken nicht nachkommen, das ist das Ganze und ich weiss nicht ob sie es je lernen wird.«

»Wenn sie nur nicht Alle so alt wären! Es ist mir als hörte ich sagen: »Man war eben jung und wollte übersprudeln, aber jetzt, jetzt haben wir das Wahre, jetzt wo der Vulcan erloschen ist, haben wir das gediegene Silber.« — Und jetzt weiss ich, dass sie dann nur die Schlacken haben, eine versilberte Technik ohne Geist. — Siehst Du, der Gedanke ist schrecklich, dass man dazu kommen kann, die goldene, liebe Jugend wie eine Thorheit zu belächeln. Diese Prosa besitzt jetzt unser grosser Lessing in sich. Er malt in dem Bewusstsein: Du kannst es, Du bist der Lessing! — Jawohl, Alles in Contour und Farbe ist richtig und vollkommen; er ist ein Maler, aber seine jugendliche Seele ist

fort. Und so ist es: So lange der Geist der Form nicht mächtig ist, steht er erhaben da. Später, wenn ihn die Form zu beherrschen anfängt, gibt er klein bei. Aber noch später, wenn der Geist die Form beherrscht? Wie dann?«

»*Esperance! Eternamente Giòvine!*«

Die Ferienreise nach der Heimat, im September 1846, trug mir, nach grossen Kämpfen und Schwierigkeiten, die Befreiung von dem Dienste im Schadow'schen Atelier ein, welcher mehr und mehr für mich zur Unmöglichkeit geworden war. Freilich verlor ich damit auch zugleich seine Gönnerschaft. Wie er mich früher durch Freundlichkeit und übertriebenes Lob verwöhnt hatte, so tadelte er mich jetzt in schroffer und schonungsloser Weise. Sein Stichwort war die falsche Meisterschaft, die jetzt Mode bei den jungen Helden sei und für die er keinen Pfennig gäbe.

Schadow's Urtheil über meine letzte Composition — ich glaube es war Bacchus unter den Seeräubern — eine Idee, die mein Traum bei Tag und Nacht in Düsseldorf wie später in München war, Schadow's Urtheil darüber lautete also folgendermassen: »Es sei Talent darin aber keine Vernunft. Das Edle und Grosse könne er mir nicht geben, das würde hervorgebracht durch den heiligen Geist und durch noch Etwas, was er nicht nennen wolle.«

Ich war nun Classenschüler und hatte die Aufgabe, das Vorurtheil der Professoren und Mitschüler gegen meine vormalige Günstlingsschaft allmählich zu entkräften.

Ziemlich befreundet war ich mit Mintrop, dem vierzigjährigen Bauernkinde. Damals war seine naive Natur noch echt. Später — eine Lockspeise eleganter Salons — war er Bauer genug, um den Naiven noch fortzuspielen. Er war glatt rasirt mit gerollten Haaren und redete Jedermann per »Ihr« an.

Ich hatte viele Freunde in Düsseldorf, meinen Heidelberger Vetter, Karl Roux, und vor allen Andern den Dresdner Genremaler, Eduard Seidel, dessen ernster, tiefer Sinn mich von manchen Thorheiten zurückhielt, zu welchen ich mich häufig aufgelegt fühlte, denn ich war der jüngste und übermüthigste meiner Genossen, und mein erwachender toller Humor erfreute sich einer Art persönlicher strafloser Sicherheit, auf die zu sündigen ich zuweilen sehr geneigt war. Ich lebte ziemlich selbstständig; meine Zunge war scharf genug zur Abwehr lästiger Annäherungen und es gelang mir auch, einige Uebung in Dämpfung meines künstlerischen Gewissens zu erwerben. Die letzten zwei Jahre hatten mich äusserlich und innerlich sehr verändert. Mangel an Verständniss auf der einen und an Respect auf der andern Seite liessen eine Wendung der Verhältnisse sehr wünschenswerth erscheinen.

Kurz vor meinem Abgang von Düsseldorf theilte ich mit dem Maler Knaus ein Atelier der Meisterschule. Ganz zuletzt erst lernte ich Alfred Rethel kennen und schloss mich an ihn an. Als ich die Akademie schon verlassen hatte, sagte er mir: »Recht haben Sie freilich gehabt, denn sehen Sie, der Alte leidet manchmal an Congestionen, die hält er für Gedanken.«

»Jehen Sie nach Paris zu Delaroche, sonst wird nischt aus Ihnen«, dies waren Schadow's letzte Worte zu mir.

Die ganze Düsseldorfer Periode hindurch war ich in Pension bei Frau Trenelle, deren Mann, er war Director

einer Gewehrfabrik, während meines Aufenthaltes im Hause starb. Frau Trenelle war eine gute, liebe, dicke Frau, zu leichter Rührung geneigt; ich werde sie stets in freundlichem Andenken halten. Mit Ausnahme von jeweiligen versottenen Schellfischen, unmöglichen Kartoffeln und wässerigem Kaffee, war ich vortrefflich bei ihr aufgehoben und sie liess mich in Frieden ziehen, ohne Vorwurf, ohne Verstimmung, obschon sie vielleicht zu beiden manchmal Ursache gehabt haben mochte.

Ich erinnere mich heute eines Abends in Düsseldorf. Das Wetter war schön, die Luft warm, die Nachtigallen sangen in allen Gebüschen. Es dämmerte und ich sass am offenen Fenster. Draussen rauschten die Pappeln, sie neigten ihre Wipfel vor dem Winde in phantastischen Tänzen und die Wolken zogen rasch darüber hin. Dahinter breitete sich schattengrau die Ebene aus von künstlichen Flüssen durchfurcht. In jener Stunde hielt ich Einkehr in mich selber und ich fand, dass die Welt viel zu schön sei, um in ihr die Stirne zu runzeln.

Die Rückseite der Akademie geht nach dem Rhein. Mit welcher Sehnsucht sah ich oft auf die hämmernden, pochenden Schiffe, die der Heimat zugingen. Immer aber werde ich des unauslöschlichen Eindruckes gedenken, wenn auf der ersehnten Heimfahrt bei Emmendingen die Eisenbahn den weiten Bogen beschrieb, die ganze so geliebte Schwarzwaldkette sich aufrollte, und die feine Spitze des Freiburger Münsters in der Ferne sichtbar wurde, nach öden akademischen Jahren in der sandigen Ebene des Niederrheins.

München. — Antwerpen.

Die Berathungen im elterlichen Hause über meinen künftigen Aufenthaltsort gingen, noch während ich in Düsseldorf verweilte, sehr in's Breite und es hatten sich mehrere erfahrene Freunde meines Vaters Sitz und Stimme in dem Concilium erobert, was nicht sehr günstig auf einen etwaigen raschen Abschluss der Angelegenheit wirken konnte.

Lessing's Ausspruch, dass er auf einen Künstler nichts halte, welchem das Studium in Deutschland nicht genüge, war der antiken Kunstliebe meines Vaters zwar in hohem Grade widerstrebend, aber meinen immer unverhüllter hervortretenden belgischen Gelüsten gegenüber gewann er demungeachtet Bedeutung und die Meinung der Düsseldorfer Professoren überhaupt, dass ich die Schule zu früh verlassen, stand mit einer gewissen, für mich als heilsam erachteten Strenge ziemlich im Vordergrund. Es war in Freiburg kein Geheimniss geblieben, dass ich den anfänglich in mich gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen hatte.

Ein Koffer voll akademischer Acte und Studien, ein kleines, sehr rothes Bild, einen im Flötenspiel unterrichtenden alten Faun nebst Schüler darstellend, welches mir allerdings für einige Jahre ein bescheidenes Stipendium von dem Grossherzog Leopold von Baden eingetragen hatte, nebst einem Berg von Compositionsskizzen, das waren die Früchte meiner dreijährigen Lehrzeit. Meine Entschuldigung, dass ich zu fleissig gewesen sei, wollte man nicht gelten lassen.

Mein Vater hatte schwere Stunden, meine Mutter schlimme Tage. In all' diesen Zweifeln und Beängstigungen gab die badische Revolution im Jahre 1848 den Ausschlag. Mir war im Grunde Alles recht, wenn ich nur nicht nach Düsseldorf zurück sollte. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, von Freiburg über Wiesbaden, wo wir die liebenswürdigsten Freunde hatten (4), unter beliebigem fremden Namen nach München zu flüchten, um nicht mit Gewalt in die Revolutionsarmee gesteckt zu werden. Die Verwirrung in Baden war so gross, dass in dem Tumult Niemand an den Einzelnen dachte. So entkam ich im blühendsten Humor und mit den schönsten Vorsätzen, ein lustiges Jahr in München zu verleben.

Es blieb aber nicht bei einem Jahre, sondern wurden ihrer zwei, die ich für die Kunst verlor.

Nach dem Rathe eines Universitätsfreundes meines Vaters, eines an Geld und Geist sehr reichen Mannes, der sich dazu eines unerschütterlichen Eisenkopfes erfreute und Neigung zeigte, meiner Ausbildung förderlich zu werden, wenn ich mich seinem Willen fügen würde — wozu natürlich nicht die geringste Aussicht vorhanden war — nach dem Rathe dieses Freundes also (5) sollte ich Schüler bei Kaulbach werden und ich glaube, dass die Sache bereits viel vortheilhafter, als ich selbst wusste, für mich angebahnt war. Andere theilnehmende Berather stimmten für Schorn, welcher sich

eben durch zwei über die Massen hässliche Bilder, »die Wiedertäufer« und »die Sündfluth«, berühmt gemacht hatte. (Beiläufig gesagt, ist Schnorr der richtige Stammvater der Piloty-Schule.) Ich ging auch wirklich zu ihm und brachte ihm eine grosse mythologische Zeichnung. Mit verbindlichem Lächeln sagte er mir: »Ich werde Sorge tragen, dass Sie Gegenstände wählen, welche gefallen und sichere Ihnen sofortigen Verkauf.«

Dies missfiel mir damals — wahrscheinlich mit Unrecht — und ich ging, nachdem ich einige Zeit auf der Akademie mich umhergetrieben und in der Pinakothek mit leidlichem Erfolg copirt hatte, zu dem politisch compromittirten Rahl, vor dessen Umtrieben die Monarchen übrigens ruhig hätten schlafen dürfen. Ich hielt es in Wahrheit bei ihm etwas über acht Tage aus, obwohl meine Schülerschaft dem Namen nach und anstandshalber doch einige Wochen dauerte. Noch besitze ich eine Zeichnung, Penthesilea's Tod, die mir Rahl durch seine reflectirte Correctur ziemlich verpfuschte.

Anstatt zur Akademie oder Pinakothek zurückzukehren, wie es das Klügste gewesen wäre, miethete ich mit einem Freunde zusammen ein grosses Atelier mit Garten und malte, nachdem ein Versuch des seit einem Jahre mich ganz und gar erfüllenden Bacchusbildes schmählich missglückt war, lebensgrosse Amoretten, die den kleinen bocksbeinigen Pan als Spielgenossen in den Olymp entführten. Es war eine lustige Composition, wohl geeignet, für eine kleine Darstellung, die aber in so grossen Dimensionen verwunderlich aussehen musste. Wenn ich nicht irre, so befindet sich das Bild in irgend einem Winkel des Freiburger Lyceums. Auf welche Art es dahin gerathen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Ein kleiner schlafender Bacchus, dem einige Windgötter seine Trauben stehlen und dafür vom Wächter Panther

tüchtig gezaust werden, erfreut sich jetzt noch einiger Gunst, indem er mir gegenüber an der Wand des Zimmers hängt, in welchem ich die gegenwärtigen Zeilen schreibe. Das Bild trägt eine für die Nachwelt unverständliche Dedication an eine liebe Verwandte, die — eine seltene Eigenschaft an einer Frau — ächten Humor versteht und besitzt.

Fertig war ich freilich mit meinen derartigen Erzeugnissen zum Erschrecken schnell. Die beste Frucht meines Münchner Aufenthaltes wird wohl meine erste Arbeit, die Copie des Simson gewesen sein, da mein Vater sich ihrer sehr erfreute.

Mein sonstiges Leben in München war gerade nicht dazu angethan um meinen dortigen Gönnern freudige Hoffnungen für meine Zukunft zu erwecken. Nicht, dass ich Schlimmes verübt hätte, aber ich war launisch, faul, spaziergängerisch, vergnügungssüchtig, und der Rückschlag meiner Düsseldorfer quälerischen Gewissenhaftigkeit erfolgte nach den schönsten psychologischen Regeln.

Ich gefiel mir damals im Vollgenusse meiner Jugend und die Ferienzeit in Freiburg, wo ich in fröhlichster Gesellschaft den Schwarzwald durchstreifte, sowie die Besuche bei der schönen, gütigen Grossmutter und den heiteren Tanten in dem alten, prächtigen Nürnberg waren nicht geeignet, den schäumenden Uebermuth zu dämpfen. Jugendneigung, dichterischer Drang, der sich in kindlichen Versen Luft machte (6); Verwöhnung, Ueberschätzung, liessen mich momentan fast vergessen, dass es noch Pflichten für mich geben könne, obgleich ein dunkler Punkt im Hintergrund meiner Seele lag, über den ich erst hinweg kommen musste, ehe ich mich dem völligen Behagen überlassen konnte.

Indess allzulange liess die Kunst nicht mit sich spielen. Zwei Jahre nutzlos verstrichen und ich kam mir eines Tages

in meinem malerischen Sammtcostüm vor wie ein Pfau, der nichts hat als sein glänzendes Gefieder. Der kurze Traum war vorüber und ich vermöchte nicht zu sagen, dass das Erwachen ein angenehmes gewesen sei.

Briefauszüge.

Ohne Datum (Frühling 1848).

»Ich habe neulich in Eile geschrieben und warte nicht einmal auf Antwort, sondern melde, wie gut sich Alles gemacht hat. Von morgen an kann ich alle Tage von acht bis zwei Uhr auf der Pinakothek copiren. Ich wollte die Kinder mit den Früchten haben, aber das war zu gross. Nun habe ich ganz kühn den prächtigen Simson mit Beschlag belegt, trotz des Kopfschüttelns des Inspectors.

Ich habe so ein Gefühl, wie es mich noch nie betrogen hat, dass ich nach dieser Copie meinen Bacchus malen kann — den Quälgeist!

Ich will ihn Euch beschreiben.

Der Bacchus wird lebensgross; eher sterbe ich, als dass Jemand mich einschränken sollte. Bacchus steigt die Schiffsstufen hinab, einfach, langsam, mit gesenktem Kopf, aus dessen Dunkel die Augen hervorblitzen. Die linke Hand berührt das Kinn, der Ausdruck ernst, der Mund eher feiner Spott als Ruhe, wozu die Handbewegung trefflich passt; die rechte Hand streckt er aus, eine dunkle Schale haltend. Vor seinem Blick drängen sich die Schiffsleute in den Hinter-

grund des Schiffes. Einige, von der Macht des Weines schon überwältigt, liegen ihm zu Füssen. Jetzt kommt der Moment, den ich gefasst habe. Die Bande, mit welchen die Räuber den Gott gefesselt hatten, liegen am Boden. Reben entspriessen und winden sich Schlangen gleich, rauschend über das dunkle Schiff, Bacchus tritt einen leichten Schritt vor, finsteren Blickes die Schale darbietend. Die Räuber prallen zurück und beugen sich fliehend über die Schiffswand. Zwei stürzen schon.

Ein Bild voll Lebenslust, durchweht von allem Schönen der Natur. Der leichte, kleine Schritt des Gottes, das Entsetzen der Andern — es muss ja von colossaler Wirkung sein!

Nur das einzige Bild gebe das Schicksal, dass ich vollende, dann will ich getrost zu Grabe fahren! Ihr sollt sehen, es findet nicht seines Gleichen! Ich weiss es, ich sehe es, ich fühle es!«

An den Vater.

Ohne Datum.

»Ich will Dir melden, was aus Deinen Empfehlungsbriefen geworden ist.

Mein Herr Pathe Thiersch hat mich freundlich und zärtlich empfangen und in seine Abendzirkel eingeladen. Minister von Zwehl war die Güte und Freundlichkeit selbst. Am herzlichsten war Schwanthaler. Er empfing mich im Bette, seine rechte Hand von Gicht geschwollen, die Kniee zusammengebogen, ein Schmerzensanblick. Ich gab ihm schweigend Deinen Brief. »Ach, von Anselm!« waren seine ersten Worte. Ich war entzückt von diesem herzlichen Ton. Er frug mich sehr lieb nach Dir. »Ja«, sagte er, »ich bin

eben jetzt so herunter, ich muss mich in mich selbst zusammenziehen, in meine innere Welt.«

Aber — wie fuhr ich vor den Fresken des Cornelius zurück! O weh, Vater, wie schön hast Du mir die olympischen Götter beschrieben! — Ist das Cornelius, der grosse Cornelius? Bei näherer Betrachtung wird es immer schlimmer; man entdeckt immer mehr mangelhafte Stellen der Zeichnung; grobe Zeichnungsfehler, wenn Du mir erlauben willst, die Wahrheit zu sagen; von Colorit keine Spur. Wo ist denn nun eigentlich die grosse Herrlichkeit des berühmten Künstlers? Die innerliche geistige Auffassung, wenn man sie aus den Arm- und Beinbrüchen und den Körperverrenkungen herausfinden kann? Du wirst sagen, ich hätte kein Recht zu urtheilen — leider ist es so; nun dann schweige ich eben.

Morgen komme ich in Kaulbach's Atelier; wie wird's mir gehen? Und Schorn? und Schorn?«

Immer ohne Datum.

»Mein Bacchus ist merkwürdig reif geworden. Bald soll er da stehen — aber ohne vorherige Zeichnung, aus meinem Geiste auf die Leinwand geworfen und dann von innen heraus studirt, das ist der einzig geniale Weg!«

»Das Leben ist hier frei und heiter; ich bin heimisch in München, als wäre ich hier geboren. Im englischen Garten spazieren, bei Tambosi sitzen, gute Musik hören, ist so angenehm. Andere thun es auch, warum ich nicht? Ich kann nur Liebes und Poetisches von meinem hiesigen Aufenthalt sagen. Ich brauche vielleicht etwas zu viel Geld, aber ich lebe, und lebe glücklich. Gebt Acht, ich bringe es bald ein!«

Herbst 48.

»Das Arbeiten wird mir doch schwerer, als ich geglaubt habe! In geistiger Unruhe bin ich freilich immer. Es ist doch ein grosser Schritt vom Denken und Vorstellen bis zum Machen mit den Händen.«

»Ich will zu Rahl gehen, das ist sicherlich das Beste. Er ist lieb gegen mich und gibt mir immer so gute Rathschläge, von denen ich nur wünschen möchte, dass ich sie befolgte.«

»Als ich vor einigen Tagen von einer kleinen Tour in's Gebirge mit Freunden zurückkam, erschrak ich über meinen Bacchus. Ich konnte mich nicht mehr hineinfinden; so klein, so geringfügig, schlecht gezeichnet, elend componirt. Wo ist mein Ideal hingekommen auf dem Wege vom Kopf zur Hand? Schreibt mir nichts, sagt mir nichts, ich bitte. Ich weiss Alles, weiss es nur zu gut! Und nun kurz und gut, ich riss das Bild herunter und schnitt es in Stücken. Jetzt sitze ich wieder vor einer leeren Leinwand, aber ohne Begeisterung, das ist das Ende vom Liede.«

»Ich will Dir etwas sagen. Jeder Mensch schafft sich sein eigenes Paradies und bestände es nur aus einem Blitz der Hoffnung. Ich weiss, dass ich sehr wenig kann, aber ich habe eine Zuversicht, die in's Grenzenlose geht und bin ich auch manchmal kleinmüthig, so weiss ich doch, dass die Zeit kommt, wo ich alle Wirr- und Drangsale unter mir haben werde, und ist es nicht, so habe ich doch kühn gehofft und gestrebt.«

Carneval 1849.

»Ihr habt mit Leid und Krankheit zu schaffen und ich mache einen Ball mit; das passt schlecht zusammen, doch ist es der erste und letzte in diesem Winter und Ihr gönnt mir das Vergnügen, das weiss ich ja. Ich habe mich kurz entschlossen und habe auch einen ehrenvollen Posten bekommen als Wappenträger der Künstlerschaft. Mein Costüm steht mir prächtig und ich werde einen Kranz von wilden Reben auf dem Kopfe tragen. Zwei flotte Abende und eine süsse Erinnerung mehr an München. Seid mir nicht böse. Das junge Blut hat eben seine Freude daran.«

April 1849.

»Was mein neues Bild betrifft, so sind es lebensgrosse Amoretten, die den kleinen Pan entführen. Er liegt auf Zweigen und Tüchern und streckt die Aermchen nach seiner meckernden Ziege aus, während der lustige Kinderkranz sich immer höher hebt. Es ist ein Stück Poesie darinnen. Das Bild wird leicht aber nicht leichtsinnig gemalt. Es fliegt eben Alles.«

September 1849.

»Und wenn ich es nun recht überlege, wie ist es eigentlich mit mir? Von allen meinen herrlichen Idealen ist nicht das Kleinste geschaffen. Ich habe gedichtet aber nicht gemalt. Kein Strich beweist das, was ich in mir fühle, was meinem inneren Sinn entspricht. Wie soll das werden — was soll ich thun? Liebe Mutter, ich will den Vater nicht quälen. Rathe Du mir!«

December 1849.

»Nachdem ich Stunden und Tage lang in bitterer Qual mich abgerungen habe, bleibt mir nichts Anderes übrig als gerade heraus zu sagen, dass ich nicht länger hier bleiben kann. Ich weiss, dass ich Euch durch meine exaltirten Gedanken und Pläne — alle Augenblicke etwas Anderes — viele Sorgen mache, aber ich kann nicht anders als Euch bitten, mich nach Antwerpen, Paris, Florenz oder wohin es sonst sei, als Schüler auf die Akademie zu schicken. Ich will in eine Elementarclasse gehen, ein Jahr lang nichts als Studienköpfe malen, nur um den quälenden Gedanken los zu werden: »was könntest Du sein und was bist Du!« Ich gehe zu Grunde, wenn ich mich nicht in eine grenzenlose Arbeit stürze. Ich habe keinen Lehrer, keine gleichstrebenden Elemente. Gegen den Strom schwimmen kann nur ein fertiger Künstler, ich gehe darin unter, das weiss ich; darum lasst mich fort. Habt Nachsicht mit meinem kochenden Blut und meinen hämmernden Pulsen. Für was heisse ich Feuerbach? Ich habe Feuer in den Adern.«

»Zu Schorn hätte ich gesollt? Nun wohl, ich war überrascht von so wenig Geist und Gemüth bei so brillanter Technik. Das gleisst und glänzt! Seine Schüler malen Einer wie der Andere. Die Bilder sehen prächtig aus; schimmernde Stoffe! — die Technik hat mich kleinmüthig gemacht aber die Bilder haben mich kalt gelassen. Schorn's Schüler werden Maler, ich will ein Künstler werden.«

Nach einigen ruhigen Monaten zu Hause und nachdem die Conscriptions-Commission in Freiburg mich zum höchsten Erstaunen eines preussischen Militärarztes gnädig hatte durchschlüpfen lassen, wurde nach einem stillen friedlichen Familienrath der belgische Plan wieder aufgenommen. Ich ging im Frühling 1850 nach Antwerpen, um meinen akademischen Curs von Neuem zu beginnen. Ich war dort mit einigen Düsseldorfer Freunden zusammen heiter und fleissig, sowohl in der Schule als in meinem eigenen kleinen Atelier, das ich mir von vorne herein gemiethet hatte.

Ein Studienkopf aus der Antwerpener Zeit, ein betender Mönch, welcher, Dank meinem Modell, einem prächtigen alten Zigeuner, ganz ohne mein Wissen und Wollen die grösste Aehnlichkeit mit dem längst verstorbenen Domcapitular von Hirscher in Freiburg erhielt, befindet sich als eine von mir gestiftete Verehrung in dem Heidelberger Kunstverein. Wodurch derselbe eine solche Aufmerksamkeit von meiner Seite verdient hat, ist meinem Gedächtniss entschwunden. Zwei andere Bilder, ein Kirchenraub, und eine junge Hexe, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, sind im Sturme der Zeiten verweht worden.

Die Erinnerung an Antwerpen ist in mir ziemlich verblasst. Ausser dem Seeleben an der Schelde fiel mir nichts auf, was grossartige Eindrücke hätte hinterlassen können. Es hat mich dort nichts überrascht, auch wurden keine aussergewöhnlichen Leistungen hervorgebracht, nur war es ein reges praktisches Naturstreben, entfernt von aller Schwindelei, welches wohlthätig wirkte; für mich eine Brücke, die mir von leichtsinniger Phantasterei zu wirklichem Studium den Weg zeigte, die richtige Vorbereitung für Paris.

Da der Akademiedirector Wappers uns zumuthete die anatomischen Vorlesungen in flämischer Sprache zu hören, die wir nicht verstanden, verabschiedeten wir Deutsche uns in Corpore.

Die Rede des Directors zum Abschied war sehr brillant. Jeden neuen Satz begann er mit einem schnarrenden »*Or Messieurs*«.

Mein Aufenthalt in Antwerpen dauerte etwas über ein Jahr. Im Frühling 1851 ging ich direct von Antwerpen nach Paris, wo ich, meines Wissens der erste von den jungen Deutschen, allmählich die andern Studiengenossen nachzog.

Paris.

Die Zeit, in welcher ich Paris zum erstenmal betrat, war für mich verhängnissvoll. Mein Vater lag in Freiburg an schwerer Krankheit darnieder; ich aber sollte und wollte nach seinem Wunsche mein Programm erfüllen, denn ich hatte manches gut zu machen und es war mein ehrlicher Vorsatz dies nach besten Kräften zu thun.

Ich wohnte zuerst *rue Blanche* und später *rue Douai 15,* hoch oben in einem kleinen Stübchen, rings von Freunden und Bekannten umgeben, die sich nach und nach einfanden und in demselben Hause oder in der Nachbarschaft sich einnisteten. Es war ein heiteres, zuweilen stark muthwilliges Treiben unter uns, wie es junge Leute lieben, wenn die Muse gnädig und der Beutel nicht allzu leer ist. Trotz Hitze und Staub, weite Wege und Entbehrungen von vielerlei Art, war mir Paris vom ersten Tage an heimisch. Es erschien mir als die Stadt der ewigen Jugend. Für was hatte ich mir den Wahlspruch »*Eternamente Giòvine*« auserkoren?

Ich will hier einer Eigenthümlichkeit meines Wesens erwähnen, welche mir während meines bisherigen Lebens stets treu geblieben ist, ich meine die Gabe, durch äussere Dinge nicht verblüfft, nicht ausser Fassung gesetzt zu werden. Meine Phantasie ist immer stark genug mit der Umgebung Schritt zu halten, über sie Herr zu werden. Das Grösste, Beste, ist mir gerade das Rechte, das — wenn ich so sagen darf — meiner Natur Angemessene. Nur die absolute Schönheit hat wirkliche Gewalt über mich. So war es auch hier im Heiligthum des Louvre, im Salon carré und vor der göttlichen Frau von Milo, dass ich in Erschütterung gerieth, wie fast noch nie in meinem Leben.

Der Kehrseite dieser Eigenschaft und der mir dadurch bereiteten Leiden gedenke ich in Schweigen.

Uebrigens fühlte ich mich während des Pariser Aufenthaltes stets in künstlerischer Anregung, »*enjoué*« wie die Franzosen sagen. War es doch die Zeit eines Troyon, Rousseau, Delacroix, Decamps; eine Zeit der echten Kunstblüthe, deren kräftige Luft wir athmeten.

Meine erste künstlerische Zuflucht in Paris war die spanische Galerie, in welcher ich kleinere Bilder zweiten Rangs copirte, da die Ribera's und Velasquez' auf Monate hinaus vergeben waren. Ein Versuch im Louvre missglückte, weil mir die vielen Damen mit flatternden Locken, langen Gesichtern und schmutzigen Händen, die hoch oben sitzend, die besten Bilder, welche die Welt besitzt, auf riesigen Leinwanden verunstalteten, einen unüberwindlichen Ekel einflössten.

In der Folge miethete ich ein Atelier und hier entstand mein erstes grosses Bild, »Hafis in der Schenke«, ein Werk, welches trotz seiner Mängel in meinem Vaterlande einiger Aufmerksamkeit werth gewesen wäre, sei es auch

nur um des Hafiskopfes willen, der einem Grösseren als mir keine Schande gemacht haben würde.

Beiläufig gesagt, ist dieses im Jahre 1852 vollendete Bild im Frühling 1876, unmittelbar vor unserer Uebersiedlung nach Nürnberg, als ein sehr interessantes Kunstwerk verkauft worden und zwar gerade dahin, wo es vierundzwanzig Jahre vorher mit Hohn und Spott verstossen worden war.

In die ersten Monate meines Pariser Aufenthaltes fällt der Tod meines guten Vaters. Er starb am 9. September 1851, an seinem dreiundfünfzigsten Geburtstage. An jenem Tage malte ich, wenngleich vorbereitet, doch eine so nahe Entscheidung nicht ahnend, eine kleine italienische Begräbnissskizze, welche meine Stimmung in jener verhängnissvollen Zeit besser ausdrückt als ich es mit Worten je zu thun vermöchte.

Es ist nicht meine Absicht die Lesewelt mit Berichten über meine menschlich persönlichen Schicksale zu behelligen und ich decke das theure Grab, in dem auch meine Jugend eingesargt liegt, mit Schweigen zu.

Wenn ich, nachdem ich dies ausgesprochen, dennoch zu einer schriftlichen Mittheilung mich gedrungen fühle, so ist es um von Dem zu sprechen, was die Sonne des Lebens und der Geschichte ist, von der Kunst; zunächst freilich von meiner Kunst und von mir selbst, als Träger und Vertreter einer verkannten und verpönten Kunstrichtung, die ich meinerseits allerdings nur einfach »Kunst« nennen möchte

Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf, wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen. Ich habe mich bis jezt vergeblich darnach

gesehnt. Jeder Accord, den ich anschlug und von dem ich glaubte, dass er richtig und rein sei, ist zum Missklang geworden, sowie er über den Atelierraum hinaus drang.

Was meine Kunst nicht erreichen konnte, das will ich jetzt mit dem Worte versuchen und ich werde in der Folge dieser Blätter die Wahrheit sagen, so wie sie in meiner Seele steht.

Im Jahre 1852 siedelten Mutter und Schwester nach Heidelberg über, wo ich sie im Laufe des Sommers besuchte, um dann nochmals nach Paris zurückzukehren und so lange zu bleiben, als es die Geldmittel erlauben würden, die freilich so gut wie nicht vorhanden waren.

Ich erlebte den 2. December in Paris und werde nie einen Gang zur Post vergessen, den ich an jenem Tage machte. An wild und finster aussehenden Truppen, einzeln vorübersprengenden Reitern mit gespannten Pistolen, an fliehenden Menschen und zerschossenen Häusern vorbei, ging ich meines Weges durch die mit Blutspuren befleckten Strassen. Bei uns im Hause war es ruhig geblieben. Wir Deutsche sassen die Nacht über zusammen und lauschten dem fernen Donnern, Knattern und Geschrei bis es in der Morgendämmerung dahin schwand.

Kurz darauf hatte ich in Paris das gefunden, nach dem ich mich die sieben vorhergehenden Jahre vergeblich sehnte, einen Meister.

Ich verbrachte das letzte Jahr mit wenig Unterbrechung in unausgesetzter Thätigkeit. Angeregt durch das bedeutendste, Epoche machende Bild der französischen Schule, durch *Couture's Romains de la décadence*, trat ich sofort in sein Atelier und malte unter seiner Leitung lebensgrosse Acte. Nicht genug danken kann ich dem Meister, welcher mich von der deutschen Spitzpinselei zu breiter pastoser

Behandlung, von der akademischen Schablonencomposition zu grosser Anschauung und Auffassung führte.

Paris ist der Wendepunkt meines Künstlerlebens, das Fundament meiner künstlerischen Bildung geworden. Von den früheren Studienjahren darf ich wenigstens die Hälfte verloren geben.

Nachträglich habe ich noch eines in Paris 1851 entstandenen Bildes Erwähnung zu thun, einer Grablegung Christi, welche dem Eindruck der Titianischen Grablegung im Louvre ihr bescheidenes Dasein verdankt (7).

Briefauszüge.

Paris, 8. August 1851.

»Wäre Vaters Krankheit nicht, so würde ich mich hier sehr glücklich fühlen, denn ich bin schon ganz vollkommen heimisch in Paris. Meine Natur ist auf das Geniessen eingerichtet und lässt sich durch nichts verblüffen. Diesmal aber gilt es fleissig sein und das will ich redlich und ehrlich. Ich copire in der spanischen Galerie und gehe häufig nach dem Louvre. Ein einziges mal seine Bilder so im Traume beisammen zu sehen, wie sie hier an den Wänden hängen, ist mehr als einen Tod werth.«

October 1851.

»Die besten meiner Antwerpener Freunde sind nun hier und haben sich in Ateliers auf Jahre eingemiethet. Ich lebe unter vielen Bekannten, jungen, frischen, glücklichen Menschen und bin zu Zeiten auch wohl mit ihnen heiter. Des Abends werden deutsche Lieder gesungen und ohne meinen Tenor können sie nicht auskommen. Doch fühle ich mich oft sehr einsam und die Nächte sind schlecht, denn ich denke nach Hause. Nur in der Arbeit finde ich Ruhe und wirkliche Freudigkeit, das bleibt sich immer gleich, so sehr ich auch meine Ungeschicklichkeit einsehe und mich darüber ärgere.

Ich male jetzt mit ganz wenigen aber transparenten Farben. Ich möchte eine ernste, tiefe Richtung verfolgen. Mein Bild soll einfach werden aber dramatisch wirken. Ich halte schon Modell und beginne in nächster Woche die Aufzeichnung. Ueber den Gegenstand nächstens.

Mein Aussehen ist nicht das brillanteste, aber sei ganz ruhig. Ich weiss, dass alle Diejenigen, die ein ernstes Streben haben, gefeit sind. Es gibt nur Eines, was ich fürchte, das Gespenst, das uns auf den Fersen folgt und das ich gar nicht nennen mag; sonst habe ich Muth es mit der ganzen Welt aufzunehmen. Was ich meine, brauche ich Dir nicht zu sagen.«

December 51.

»Ich hatte gehofft, dass wenigstens eine meiner früheren Arbeiten verkäuflich sei — nichts! — Und wie zum Hohn arbeite ich an einem neuen grossen Bilde, mit neuen Sorgen. Dies macht mich mir selbst fremd, es demüthigt mich in meinen schönsten und heiligsten Empfindungen. Ich bin nicht gemacht am Boden zu kriechen und doch reisst das Schicksal mich immer an den Flügeln. Der Fluch der Armuth! — Wenn heute Einer mich in Versuchung führte, ich würde Shyloks Schein ohne Bedenken unterzeichnen.«

»Mein Hafis im orientalischen Costüm lächelt selig von Liebe und Wein und schreibt eine Ghasele an die Mauer. Er ist rührend arm, denn seine Kleider sind abgetragen und zerrissen, aber zu jedem genialen Loch sieht der echte Dichter heraus. Die Zuhörer in Entzückung, üppiges Blumen- und Rankenwerk und die ganze Gluth der sinkenden Sonne!

Paris hat mächtige Einflüsse. Ich war zum erstenmale im Theater und habe eine Aufführung von Joseph und seine Brüder erlebt, so ergreifend, dass ich kaum die Thränen zurückhalten konnte und fortwährende Schauer mich durchbebten. Ich bemühte mich anderen Tages einen Hauch dieses Geistes auf die Leinwand zu bringen.

Auch eine Beethoven'sche Symphonie habe ich gehört, die mich ergriffen und durchgeschüttelt hat wie noch nie. Es war die Symphonie in C-Moll. Ich fühlte erst wie viel wunde Stellen in mir sind, in die die Musik einhackt. Mit neuen Schmerzen habe ich den theuren Vater vermisst und Alles was mir fehlt. So ein einzelnes Werk hat Kraft den ganzen Menschen durchzuwühlen. —«

»Meine Erhebung und Freude ist die, dass ich heute noch eben so frisch und freudig an meinem Bilde arbeite, wie am ersten Tage. Wie anders ist das geworden gegen früher, wo ich immer da aufhörte, wo ich erst recht hätte anfangen sollen! Es ist schrecklich zu denken, dass die Jahre in Düsseldorf und München ganz nutzlos vergeudet sind. Ich weiss nichts mehr von launenhaftem Leichtsinn, die Arbeit ist mir Bedürfniss.

Nur das ist ein Kunstwerk, in dem sich die ganze Liebe des Künstlers ausspricht.«

April 52.

»Mein Hafis ist fertig und in einem der ersten Bilderläden ausgestellt. Die Kritik ist bis jetzt über alles Erwarten liebenswürdig ausgefallen, so dass ich ihn jetzt mit etwas mehr Muth auf die deutsche Wanderschaft schicke. Für Deutschland ist er gewiss gut, um aber in Paris wirk-

lich Namen zu bekommen müsste ich länger bleiben und in freien Zug kommen. Es ist keine leichte Sache. Wie viele unserer berühmten Maler dürften in Paris ausstellen? Couture und Courbet sind aus langer Dunkelheit vor wenigen Jahren erst aufgestiegen. Ich komme nicht darüber hinaus.«

Anfang des Jahres 1853.

»Ich habe Euch nichts zu schreiben als die Versicherung, dass hier Alles ruhig ist und ich frischen Muthes, gesund und thätig bin. Wenn ich Euch die namenlose, endlich errungene Seelenruhe beschreiben könnte, mit der ich täglich meine Fortschritte sehe und fühle, so würdet Ihr Euch mit mir freuen. Drei lebensgrosse Figuren habe ich vier — fünfmal abgekratzt und mit Consequenz immer wieder frisch gemalt, bis mir vorige Woche ein Licht aufging, und nun ist der erste Act wirklich vollendet. Coutures Bemerkungen und seine Leitung sind unübertrefflich. Er nimmt Interesse an mir und behandelt meine Mängel mit medicinischer Genauigkeit. Alles bis auf das Kleinste gibt er an, jede Mischung Dabei hat er meine energische Durchführung gelobt. Kurz, ich segne die Stunde, in der ich sein Atelier betrat.

Es ist eine solide Malerei und wenn Du die Studien siehst, so wird Dich die breite, altmeisterliche Auffassung selbst in meinen unvollkommenen Schülerarbeiten frappiren. Mehrere ältere Berliner Maler sind im Atelier, die sich nicht zurecht finden und den Meister in einige Verzweiflung bringen. Ein Amerikaner, der drei Jahre im Orient, ein Jahr in Griechenland, und zehn Jahre in Rom war, fragte mich nach dem jungen Feuerbach, dessen in Berlin ausgestelltes Bild, »Hafis« ihn grossentheils bewogen hätte, nach Paris zu Couture zu gehen; aber er sei zu alt, um von Neuem anzufangen.

Mein guter Hafis, den ich beinahe schon vergessen hatte! Es ist freundlich von ihm, dass er mir einen Gruss sagen lässt, den ersten, seit er sich in Deutschland herumtreibt. Karlsruhe, Frankfurt, Hannover, Berlin. Ein tröstlicher Anfang!

Sonst habe ich nichts zu sagen, als dass ich mich wahrhaft glücklich fühle, von Tag zu Tag Fortschritte mache und dass mir mein innerstes Gewissen sagt: Anselm Du bist auf dem rechten Wege!«

»Meine einzige Sorge ist die, dass ich nicht lange genug bleiben kann. Ich will nicht daran denken. Es ist der dunkle hässliche Schatten, die Sorge, die auf mir lastet und die ich so schwer ertrage, sonst ist Alles licht, hoch, frei und heiter«.

Herbst 1853.

»Es ist recht und lieb von Dir, dass Du Dich in dem Glauben an mich nicht durch Einreden und Zuträgereien irre machen lässt. Ich bin manchmal wild, aber mehr aus halber Verzweiflung als aus Leichtsinn und ich weiss was ich Vaters Andenken, Dir und meinem Namen schuldig bin. Die Kunst ist mein Alles, ich strebe und ringe mit den Umständen, mit mir selbst. Wenn es so leicht wäre, ein guter Künstler zu werden, würde es nicht so viele schlechte geben.«

Januar 54.

»Ich habe eine kleine Bestellung für Hamburg erhalten. Nun — es war Zeit! Fragt mich nicht weiter, lasst mich ganz schweigen, es ist am Besten für Euch und für mich.

Und ich habe es auch schon halb überwunden und halb vergessen.

Wie viel Schlimmes braucht es, um einen guten gesunden Menschen zu ruiniren, und wie wenig, wie wenig Gutes könnte ihn manchmal retten! Ein kleiner Sonnenblick, und alles Uebel ist vergessen. Wie wird mir sein, wenn Gottes Sonne mich einmal mit ihrem vollen Licht bestrahlt?

Esperance! Ich komme bald.«

Karlsruhe.

Die Zeit ging unaufhaltsam ihren Gang und die Nothwendigkeit forderte unerbittlich ihr Recht. Von Paris scheiden war schwer aber unvermeidlich; in die Heimath gehen das Leichteste und Tröstlichste was ich wählen konnte in einer Lage, wo die Unsicherheit mich Schritt für Schritt begleitete. So kam es, dass ich im Frühling 1854 eines schönen Morgens in Karlsruhe erwachte. Ich glaube, es war ein Maimorgen und ich erinnere mich, dass ich, vielleicht in unbewusster Ahnung dessen, was mir dort begegnen sollte, erst um Mittag aufstand.

In Karlsruhe begann meine eigentliche selbstständige Thätigkeit. Der Anfang war ein so ausserordentlich vielversprechender, dass ich, trotz meines strengen Kunstprogramms, nicht umhin kann, desselben hier zu gedenken.

Mit zwei Freunden, beide des juristischen Staatsexamens wegen in Karlsruhe, kehrte ich kurz nach meiner Ankunft eines Abends ziemlich spät von einem Spaziergang über Land

nach Hause. Da die beiden Herren in den stillen Strassen sich etwas laut unterhielten — sie waren nach überstandenem schriftlichem Examen vielleicht nicht so nüchtern, als man Morgens vor der Predigt zu sein pflegt — so rief uns eine Schildwache an, die sofort von einem der angeheiterten Examinanden eine sehr häufig gebrauchte ungebührliche Mahnung zum Schweigen als Antwort erhielt.

Vorladung des andern Tages und Urtheil auf zwölf Stunden Dunkelarrest war das gesegnete Resultat dieser Heldenthat. Die Nacht zur Abbüssung durften wir uns selbst wählen. Natürlich gab ich den Schuldigen nicht an, sondern büsste unschuldig mit. Die Sache wurde auf meinen Rath baldmöglichst abgethan und ich erzählte meinen niedergeschlagenen Unglücksgefährten in jener Nacht Geschichten bis drei Uhr Morgens.

Die Folgen dieses Erlebnisses waren wenigstens für Einen von uns ziemlich ernsthaft. Vom Untersuchungsrichter war er im schwarzen Frack zum mündlichen Examen gegangen, wo er auf jede Frage hartnäckig die Antwort schuldig blieb. Bald darauf wanderte er nach Amerika aus. Der Andere war zum Glück schon beim schriftlichen Examen durchgefallen.

So verlor Baden zwei hoffnungsvolle künftige Beamte und ich begann meine glorreiche Laufbahn in Karlsruhe als schuldloses Opfer meines Edelmuths auf der Pritsche im Thurm.

Der Secretär des Richters, ein reicher Volontair, hatte im Verhör mit sichtlichem Behagen sein Protokoll geführt. Er hielt sich von da an sehr zu mir und wollte fast jeden Abend ein Glas Champagner auf den Beginn unserer Bekanntschaft mit mir trinken. Er hatte Freude an der Kunst und wenn auch nicht eingehendes Verständniss, doch Gefühl dafür. Ich begann zu ahnen, dass es auch bei der hohen

Polizei edle Seelen geben könne, was für einen armen Landstreicher immerhin etwas Beruhigendes haben konnte. Zu derselben Zeit malte ich einem kunstliebenden Conditor eine Bachantin in sein Gartenhaus. Ich fand Freunde und Bekannte und war sehr heiter.

Anfangs theilte ein gutmüthiger österreichischer Maler, der in der Türkei etwas Vermögen erworben hatte, sein Atelier mit mir. Später miethete ich das Parterre des Weinbrenner'schen Hauses nächst dem Bahnhof, und richtete mir in dem grossen Gartensaal meine Werkstätte ein. »Aretino«, »die Versuchung des Antonius«, eine »zweite Grablegung«, nebst verschiedenen kleineren Sachen, wie Blumenmädchen, Zigeunerinnen u. dgl. gefällige Bilder hatten ihre Geburtsstätte in diesem mir angenehmen und bequemen Local.

Nach den langen Actstudien im Pariser Atelier war ich — es ist dies ein Vergleich, welchen ein österreichischer Ministerialbeamter im Jahre 1874 auf meine Schüler in Wien anwandte — productiv wie ein ausgedörrter Garten, auf den ein Platzregen gefallen ist.

Eine Bestellung für das grossherzogliche Schloss, Kinderfriese zur Ausschmückung eines Saales, schien den schönsten Anfang zu gewähren. Ich hoffte, wie ein bestellungshungriger Historienmaler nur immer zu hoffen vermag, auf Grösseres und Grosses.

Der Aretino ist mit einer schwer zu schildernden Begeisterung gemalt. Paris, mein Hafis, welcher auf Ausstellungen in der Welt herumzog, Alles war vergessen. Nachdem das Bild vollendet war, schien es Beifall zu finden. Director Schirmer zeigte sich mir ausserordentlich gewogen; er versprach seinen ganzen Einfluss für mich einzusetzen. Die hohen Herren, der Prinz Regent, Prinz Karl, der Markgraf Wilhelm, sahen es wiederholt. Ich durfte gegründete Hoffnung auf Ankauf des Bildes von Seiten der Galerie haben.

Der Vorschlag wurde gemacht, die Commission trat zusammen, das Bild wurde zurückgewiesen.

Bis diese Verhandlungen ihre mir unerwartete Endschaft erreichten, war ich mit der Versuchung zur Vollendung gekommen. Das Bild hatte Höhenformat: Eine Waldschlucht, unten ein junger Mönch, in wilder Bewegung auf die Kniee gesunken, bleich mit verwirrten Haaren, Brevier, Geissel, Todtenkopf auf dem Boden zerstreut. Schräg über ihm, träumerisch dunkel gegen den goldenen Abendhimmel sich absetzend, eine Frauengestalt, die ihn anzurufen schien. Ich darf wohl sagen, dass das Bild von tragischer, ergreifender Wirkung war. Ich hatte es mit dem Aretino für die Pariser Ausstellung bestimmt und die Bilder standen abermals vor der Commission, die sich diesmal Jury nannte. Wären sie vor einer französischen Jury gestanden, so würde ich am nächsten Tage ein berühmter Mann gewesen sein, und mein Schicksal gemacht.

Meine pecuniären Verhältnisse waren die schlechtesten. Ich malte im kalten Saale, weil ich kein Holz hatte und wurde von Vergolder und Farbenhändler hart gedrängt. Meine Mutter that das Aeusserste, aber sie hatte sich schon für Paris verblutet.

Den Erfolg soll ein von mir in jenen Tagen nach Heidelberg geschriebener Brief berichten, welchen ich unter vielen ähnlichen Inhalts auswähle.

»Seit heute steht die Versuchung wieder im Atelier. Ich erhielt vom Ministerium den kurzen Bescheid: »dass man des Gegenstandes wegen Anstand nehme das Bild nach Paris zu schicken.«

Wenn ich beschreiben soll, was ich seit zwei Tagen im Gemüth leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich möchte

mich darüber hinwegsetzen mit aller Kraft, aber es nagt an mir, ich kann nicht essen, es quillt mir alles im Munde. Das war der letzte Rest. Habe ich verdient so gekränkt, in solcher Weise behandelt zu werden?

Ich habe heute lange vor dem Bilde gesessen, es war als spräche es mit tausend Zungen zu mir in seiner Einfachheit und Kraft. Noch ein solches Jahr und ich bin da wo ich jetzt schon gerne sein möchte. Schreibe mir bald ein paar tröstliche Zeilen, damit ich wieder zu irgend Etwas Vertrauen fasse!«

Noch denselben Tag habe ich in meinem Unmuth das Bild überstrichen, und in tausend Stücke zerrissen, dem Feuer übergeben, was ich später bitter bereute. Ein kleines Daguerreotyp ist Alles, was von diesem — ich darf wohl sagen — bedeutenden und echt dramatischen Gemälde übrig blieb (8).

Es ist dies der erste Ring in der langen Kette von Missverständnissen und Begriffsverwirrung, die meinem Künstlerleben zum Fluch geworden sind. Ein kräftiger Arm, der mich über die kleinen Sorgen des Lebens hinweggehoben hätte, und ich würde in einem Freudensturm den Gipfel erreicht haben, auf den meine Natur sich erheben konnte. Aber die Hilfe kam immer zu spät und immer nur halb. So habe ich zehn Jahre, die für die Kunst entscheidenden, verloren, ein Verlust, der nie zu ersetzen ist.

Dass der fürstliche Herr mir gut war, das wusste ich wohl und ich zweifelte nie an seiner freundlichen Absicht. Aber es umgab ihn eine Mauer von kalten und kleindenkenden Geschäftsseelen, deren Dazwischentreten den warmen Hauch der Theilnahme abschwächte. Ihr Misstrauen stempelte die ursprünglich wohlwollende Gesinnung durch die Form, in die sie eingekleidet ward, zur kränkenden Demüthigung.

Director Schirmer war ein dicker knorriger Mann, der durch seine teutonischen Eichenwälder eine Art von Düsseldorfer Berühmtheit erlangt hatte. Seine Arbeiten zeigten eine gewisse Derbheit, und man hätte sich ihren Schöpfer wohl als einen kräftigen Charakter denken können; aber er barg unter der Hülle seiner Biederbigkeit eine schwankende, äusseren Einflüssen leicht zugängliche Seele. Er war mir wirklich gewogen, und wäre es vielleicht geblieben, wenn ich klüger gewesen wäre. Leider habe ich es nie gelernt mich an die Schwächen der Menschen zu halten.

Als Lessing nach Karlsruhe kam, und mit seinem Gewicht zwischen den fürstlichen Herrn und mich trat, da ging Schirmer gleichfalls zu meinen Gegnern über. Lessing konnte mir nicht verzeihen, dass ich einst glaubte in Düsseldorf nicht genug lernen zu können. Als zehn Jahre nachher ein Münchner Kunstmäcen mir seine Aufmerksamkeit zuwendete, gereichte ihm dies zu grösster Verwunderung. Nur ein Meklenburger Baron könne Solches thun, meinte er.

Hiemit ist meine Stellung in der Heimat für die folgenden Jahre hinreichend klargelegt; dass ich keine Stütze im Vaterlande hatte, raubte mir zugleich die Stellung in der Fremde, und da ich noch Schüler war und arm, so fehlte nichts um mein Schicksal zu besiegeln.

Damals aber, im Jahre 1854, schien unser Fürst noch Zutrauen auf mein Talent zu haben. Er hat es wohl auch später nicht ganz verloren. Die Kränkung, welche mir so grossen Kummer verursachte, ward durch einen Auftrag gut gemacht, welcher mich in das höchste Entzücken versetzte. Ich sollte die Assunta des Titian in Venedig copieren. Die Bedingungen waren freilich karg zugemessen und für eine grosse Arbeit, die man auch wohl nicht erwartete, ganz und gar unzureichend. Aber man stellte mir insgeheim eine mehrjährige Pension in Aussicht mit Rom im Hintergrund; ich

war dankbar und glücklich, ich dachte nichts als Italien und das Leben blühte wieder auf. Niemand war je leichtgläubiger für die Erfüllung seiner Wünsche als ich. Das Vergangene hinter mich werfen, von Neuem anfangen, war mein Tagesgeschäft. In weniger als einer Woche war Aretino und Versuchung überwunden; an Hafis dachte ich kaum mehr.

Ich verabredete mich mit dem mir befreundeten Dichter Joseph Victor Scheffel, welcher desselben Weges zu reisen gedachte. Wir verliessen Heidelberg zusammen den 4. Juni 1855. Ich in einem Glücksgefühl, wie es etwa ein dem Käfig entronnener Vogel, oder eben nur eine junge stürmische Malerseele empfinden kann auf der ersten Fahrt nach Italien.

Venedig.

Ein Reisebrief.

20. Juni 1855.

Es trifft sich schön, dass ich gerade heute Deinen Brief erhalte, da ich ohnehin im Begriff war zu schreiben. — Lauter Gutes! — Ich kann es nicht ausdrücken und beschreiben, welch' eine Welt von Ideen, Grazie und Ernst sich nach und nach in mir aufthut. Doch davon später. Zunächst ist Deine Cholerafurcht ganz unbegründet. Wir sprachen lange mit R... (9) darüber; er empfiehlt regelmässiges Leben — das thun wir. Also fort mit der Allgemeinen Zeitung. Sorge ist unnöthig; und wäre das auch nicht, so würde ich mit Napoleon sagen: »die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen.« Und nun zu andern Bildern!«

In München war es mir unheimlich bei Tage und des Nachts blies mich eine so kalte Luft an, dass ich zwei Tage nicht sprechen konnte, im Bette liegen und den Arzt brauchen

musste, wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte und mich mit eigenhändigem Senfteig beglückte. Am dritten Tage wurde mir unheimlich zu Muthe; eine innere Stimme sagte: »Italien! Da wird es besser.« Ich sagte, oder ich flüsterte, oder krähte vielmehr: »Heute reisen wir! —«

Denselben Abend fuhren wir schon dem Gebirge zu. Wir waren Beide stumm und ich sehr niedergeschlagen. Gott weiss was mir durch den Kopf ging. Nach Mitternacht — Alles schlief im Wagen — da stieg der Mond herauf und wir fuhren in das nächtliche Gebirge hinein. Morgens halb vier Uhr stieg ich aus und ging, den Wagen hinter mir lassend, aufwärts, und da war es, wo die erste Beseligung über mich kam. Unten Nacht, ringsum Todtenstille, hoch über mir die bleichen Gipfel in weitem Kranze, die Eisriesen, ganz rein gezeichnet. Ich lehnte mich über die Brustwehr und dachte — ich weiss nicht was. — Als der Wagen nachkam, konnte ich den schlafenden Scheffel schon mit lauter Stimme anrufen. Gegen Mittag zog der Weg sich mühsam durch Felsenschluchten, bis plötzlich Nachmittags, 5000 Fuss unter uns, das ganze strahlende Innthal lag. Dann rasch hinunter, die Martinswand vorüber, nach Innsbruck, der heissen pfäffischen Stadt; die andern zwei Tage durch das lange Tirol. Bei Botzen die ersten Cypressen und Oliven. — Gottlob, ich habe ein paar helle Augen im Kopfe, die unmittelbar in's Herz führen und so stehen meine Eindrücke wie geharnischte Männer in meiner Brust und wenn ich einst bei Euch auf dem stillen Balcon sitzen werde, dann will ich erzählen ganze Tage und Abende lang.

Nach Botzen das alte Trient, dann mit einem raschen Vetturin über die Berge, das reizende Arcothal entlang, nach Riva. Das Arcothal ist so schön; die Gegend unbewohnt, das Thal mit wilden Granitblöcken übergossen, dazwischen

stille kleine Seen mit alten Castellen darinnen. Dahin könnte man gehen, wenn man weltmüde ist, um Frieden und Stimmung zu finden.

Abends lagen wir im Fenster des Gasthofes zu Riva; da lag der Gardasee im Mondschein und wir fragten uns, ob wir wachten oder träumten. Scheffel ist ein feiner liebenswürdiger Mensch, und wenn ich an all' die Gespräche im Wagen denke, so weiss ich nicht was schöner war, die Mittheilung in stiller Begeisterung oder die Natur, durch die wir fuhren.

Jetzt Verona; Frauen mit schwarzen Schleiern, römisches Theater. Die Etsch, ein wildes gelbes Wasser, wälzt sich mitten durch die Stadt. Der Platz dei Signori, eine stille trauernde Pracht, dabei heimlich und klein wie ein Zimmer. Der erste Paul Veronese und Bonifacio. Andern Tages an Padua vorbei, dann wird es Abend, Nacht; die Eisenbahn fährt in's endlose Meer hinein und immer fort. — Da liegt Venedig, lang hingestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da, wir steigen ein, und geräuschlos taucht Palast nach Palast auf und verschwindet. Wir kommen in Seitencanäle, eng, schwarz, die Gondoliere bücken sich unter den dunklen Brücken und rufen sich zu. Endlich hält die Gondel still.

»*Buona sera!*« Ein Kellner mit Licht führt uns in ein erleuchtetes Haus. Wir fragen nach S. Marco; »*sempre dritto*«, und da stehen wir denn, Gott sei Dank, nicht wie gewisse gemüthliche Thiere, sondern wie Aladin mit seiner Wunderlampe in Tausend und einer Nacht.

Jenen Abend ward wenig gesprochen, viel gedacht und sich schlafen gelegt mit dem Gefühl, wie es in Vaters Briefen heisst: »Ich war verzaubert und wusste die Formel nicht.« Ich aber, der Sohn, ich werde sie finden. Verlass Dich darauf!

Fortsetzung morgen.«

»Und was soll ich nun von den Venetianern sagen? Es ist eine Bruderschaft der echten Farbe; sie müssen so sein wie sie sind, weil sie nicht anders können. Hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild mehr finden, das sich an die grosse Kette still als bescheidener Ring anfügen dürfte.

Die Venetianer sind ernst in ihrer Heiterkeit und heiter in ihrem Ernst. Sie suchen nichts und brauchen nichts, weil sie Alles haben. Mehr denn zwanzig Bilder habe ich hier schon gesehen: Dunkle Madonnen in schöner Architektur sitzend, umgeben von ernsten Männern und schönen Frauen in heiliger Unterredung. Immer sind drei Engelchen darunter mit Geigen und Flöten. Ich finde dass damit Alles gesagt ist was man braucht, um schön zu leben.

Wir wohnen am Meere; zahllose Schiffe wiegen sich vor unser'n Fenstern, Inseln mit Kuppeln glänzen im Sonnenschein. Ich werde von Venedig so bald nicht loskommen, denn es ist Alles da was ich brauche. Von Tag zu Tage kommt mehr Klarheit und Ruhe über mich; des Abends stürze ich mich in das adriatische Meer und wasche alle Sünden der Vergangenheit ab. In dieser Stadt der Todten will ich Lebendiges schaffen.

Bis jetzt habe ich nicht gewagt der Assunta unter die Augen zu treten, aber in einigen Tagen werden die Vorbereitungen fertig sein, dann — —

Die Zeit, bis die Leinwand gespannt ist, benütze ich zu Zeichnungen nach alten Bildern. Scheffel ist fleissig auf der Bibliothek. Du siehst, wie sich alles schön und lieblich fügt. Ja, wir wandeln auf Marmor und wohnen in Palästen!«

Das Verhältniss zwischen Scheffel und mir war ein, unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohlthuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiastenfreundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständniss, auf Achtung und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen, Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden Werth verlieh.

Mein erstes Eintreten in Venedig stürzte mich vorübergehend in eine Art von Entzückungstaumel, der aber Angesichts der grossen Assunta sehr bald in nüchterne Ueberlegung sich auflöste. Nichtsdestoweniger ist Venedig mir immer als Heimath der Poesie erschienen. Nächtliche Rundgänge auf St. Marco mit dem inneren Bewusstsein der Schaffensfreudigkeit erfüllten meine Seele damals mit einem Behagen, welches ich später in jener Weise nie mehr empfunden habe. Es war das Behagen, welches durch den Einklang der äusseren Umgebung mit der inneren Seelenstimmung hervorgebracht wird.

Venedig ist wunderbar in seinem heiteren Glanze, seiner träumerischen Ruhe, noch wunderbarer im Sturm, wenn die Mövenschwärme hereinflüchten, während das Meer sich donnernd an den Murazzi bricht.

Wenn ich an Venedig denke, ist es mir wie wenn ich schöne Musik gehört, ein gutes Buch gelesen oder mit einem lieben Menschen gesprochen hätte.

In wechselnder Gemüthsverfassung brachte ich in dem heissen Monat Juli die Untermalung der Assunta nahezu in

halber Originalgrösse auf die Leinwand, mit dem seligen Genügen und der verzweifelnden Muthlosigkeit, welche stets meine verschiedenen Arbeitsperioden bezeichnen. Die letztere war diesmal durch verschiedene innere und äussere Zuthaten bedenklich verstärkt worden, so dass ich eines schönen Tages buchstäblich vor Elend und Müdigkeit von der Staffelei herabfiel. Nachdem diese Krisis überwunden war, nahm die Arbeit ihren ruhigen Fortgang bis gegen Ende des Monats, wo die Einflüsse des Klimas nahezu mörderisch zu werden drohten.

Die Cholera war zwar erloschen, aber, wie wir nachträglich hörten, waren in unserer nächsten Umgebung rings die Menschen weggestorben wie Fliegen. Ganze Häuser standen leer. Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Ich hielt etwas länger Stand, endlich ging es aber auch nicht mehr. Ich war in der Gluthitze an der Arbeit geblieben bis die Untermalung der Assunta völlig und kräftig dastand. Es war eine grosse Aufgabe, doch wer hätte sie nicht gerne gelöst dem liebenswürdigsten aller Meister gegenüber?

Man erwartete in Karlsruhe von mir eine kleine Copie. Ich malte ein grosses Galeriestück. — Weshalb? — Aus künstlerischer Liebhaberei, aus Ehrgeiz, was weiss ich — so viel ist sicher, dass es nicht aus Klugheit geschah.

Nun aber war es Zeit aufzuhören. Scheffel und ich wollten an den Gardasee, um uns zu erholen; mein Banquier aber machte Schwierigkeiten mir einen Monat von meiner Pension vorauszubezahlen. Die Reise war nicht in seiner Rechnung notirt und schien ihm überflüssig. Er hatte strenge Instruction mir auf die Finger zu sehen und es fand sich auch zuweilen ein Bureaudiener bei meiner Assunta ein, um sich von meinem Fleiss zu überzeugen.

Ich ertrug dies Alles mit ziemlicher Gelassenheit und lernte begreifen, dass das pädagogische Machtgefühl bei Mangel an tieferem Verständniss sehr leicht zu einer Art von pflichtbewusster Barbarei führen kann. Aber trotz vier- oder sechshändiger Zügelführung, wozu sich Kunst und Finanzen vereinigten, ward der Pegasus doch nicht gezähmt und allen Banquiers nebst Bedienten zum Hohne fuhren wir, Scheffel und ich, als hohläugige Gespenster über den funkelnden Gardasee nach Castell Toblino, welches seinen Namen von dem kleinen öden Gebirgssee hat, in dem es, romantisch genug, auferbaut ist.

Wir genasen von allen körperlichen und seelischen Leiden in der glücklichen Einsamkeit von Toblino. Gesegnet sei dieser stille, reine, heilige, von keiner Cultur berührte Gebirgswinkel mit seiner herben grossen Natur, seiner frischen, kräftigen Luft und seinen einfachen, guten Menschen. Wer weltmüde und wessen Herz von dem wüsten Treiben der Grossstädte verwundet ist, der möge hier Heilung suchen und er wird sie finden.

Die vier Wochen in Toblino gehören zu den glücklichsten meines an Glück eben nicht reichen Lebens. Der erste Sonntag Morgen steht mir fest im Gedächtniss. Wir wurden um sechs Uhr in die Kapelle gerufen, dann sassen wir in dem sonnigen Vorsaale und sahen durch das geöffnete grosse Thor in den mittelalterlichen Burghof hinaus. Auf einer Eisenstange unter dem Thorbogen sonnte sich ein Vögelchen und sang mit ganzer Inbrunst während der Kapuziner in seiner braunen Gewandung brevierlesend langsam auf und ab ging. Durch die offenen Fenster blitzte der See in hellem Sonnenschein auf, und die Berge standen in zitterndem Duft. »Wer hier nicht gesund wird, der bleibt ein kranker Mann sein Leben lang«, sagte ich zu Scheffel. Ich

ward auch bald durch das Landschaftern in der köstlichen Bergluft und durch Rudern und Baden im See so stark, dass ich nur auf die Gelegenheit wartete, Jemand von Herzen durchzuprügeln.

Wenn ich draussen weit ab malte, hatte ich einen Unterschlupf in einer Osterie des phantastischsten Gebirgsdorfes der Welt. Ein kleines Stübchen, gegenüber die Trümmer des Schlosses Madruz, unten ein toller Mühlbach!

Die künstlerischen Ideen strömten in schönster Harmonienfolge; ich war heiter und wohl und dachte ohne Groll vor- und rückwärts.

Scheffel hat eine reizende Schilderung unseres gemeinsamen Aufenthalts in Toblino niedergeschrieben, und in irgend einer Zeitschrift drucken lassen, deren Titel ich leider vergessen habe (10). In meinem Gedächtniss ist, wie hinter einem leichten Vorhang, eine Reihe lieblicher Scenen aufbewahrt, wie sie nur ein Dichter und ein Maler erleben können. Z. B. Wie wir eine von mir gemalte Madonna, die der Hauswirth in unnöthiger Vorsicht als Geschenk für seine Kapelle ausschlug, als Segel in unserem Kahn aufspannten und die frommen Leute in der Umgegend glaubten, die heilige Jungfrau sei durch das Schilf des Sees gewandelt zum Gnadenschutz vor der Cholera; oder wie wir in dem kleinen Kahn während eines wilden Gewitters die Richtung verloren und durch Hagelschauer, Sturm und Wellengebrause plötzlich die Glocke des Castells läuten hörten, die die Töchter des Hauses zogen zu unserer Rettung, denn wir waren wirklich in Gefahr.

Doch die Zeit ging zu Ende und das Scheiden war bitter. Scheffel wandte sich nach Meran, ich musste nach Venedig zurück, an die Arbeit. Wir hatten schön zusammen gelebt. Wenn ich des Abends müde mit meinen Malereien vom

Lande kam, dann fuhren wir im Abendsonnenschein schweigend nach dem Castell zurück oder wir sprangen mit kindischem Jubel in die glänzend gekräuselten Wellen des Sees.

Mit meiner Rückkehr nach Venedig sollte ich wohl diesen Abschnitt beschliessen, denn das Ende ist weniger anmuthend als der Anfang, doch die Wahrheit fordert ihr Recht.

Die Assunta wurde mit Glück und Gelingen vollendet und gegen Ende October nach Karlsruhe abgeschickt. Verschiedene ungünstige Umstände verzögerten den Transport, so dass das Bild einige Wochen später an dem Orte seiner Bestimmung eintraf. Welche Vermuthungen an diese Verzögerung geknüpft wurden, möchte ich mit Stillschweigen übergehen; auch machte die endliche Ankunft der Assunta allen schlimmen Deutungen ein Ende. Meine Gönner und Gegner, denn in diesem Augenblick waren sie Beides, liessen mir volle Gerechtigkeit des Urtheils widerfahren. Das Gemälde wurde mit Beifall empfangen und trug mir einige Monate Verlängerung meines Aufenthalts in Venedig ein (11).

Leider hat mich mein künstlerischer Dämon verleitet durch ein »Zuviel« die Wirkung des »Genug« zu stören. In der vollen Schaffensseligkeit malte ich meine »Poesie«, ein, wenn auch theilweise fehlerhaftes, doch innerlich so tief empfundenes Bild, dass die äusserlichen Mängel gegen den Seelengehalt vielleicht zu übersehen gewesen wären. Ich wollte in dieser einen Gestalt das alte Italien verkörpern wie es vor meiner Seele stand. Wie hätte ich diese Gestalt anders nennen können als Poesie?

Die äusserliche Veranlassung zu diesem Werke war die Verlobung unseres fürstlichen Herrn. Ich wollte das Beste was ich vermochte als Huldigung darbringen, ohne alle Neben-

gedanken, in ehrlicher Treue und Ergebenheit. Leider wurde dies der Wendepunkt in meinem Leben durch falsche Auslegung und hartes Urtheil.

Meine spätere Bitte um Fortsetzung der Pension, sei es für Italien oder für Deutschland, ward verneint und dies war das Ende meines venetianischen Aufenthaltes.

Noch einige Briefauszüge aus Venedig.

1. September 1855.

»Seit vorgestern bin ich wieder hier. Das Alleinsein kommt mir seltsam und schwer vor.

Ein echt venetianisches Gewitter, welches endlich die heisse Luft niedergekämpft hat — ich dachte dabei an Manzoni's Promessi sposi — rumorte die ganze Nacht hindurch und donnert noch in den stillen Sonntag-Morgen herein. Tiefe Einsamkeit! Doch sie ist mir willkommen, diese Einsamkeit.

Ich habe ein kleines reizendes Zimmer, Aussicht über grüne Bäume hinaus auf das Meer, den Markusthurm und ein kleines Stückchen Dogenpalast. Mir ist sonderbar zu Muthe, voll Unruhe, halb freudig, halb betrübt. Ich konnte heute nicht essen vor innerlicher Bewegung. Meine zukünftigen Bilder haben sich meines armen Kopfes bemächtigt; sie herrschen und wollen heraus.

Du weisst was für ein lächerlich guter, aber reizbarer Mensch ich bin. Dass ich mich aussprechen kann ist noch mein grösstes Glück.«

2. November.

»Mein Leben ist mir manchmal wie ein Traum. Wie kommt es doch, dass meine Bilder so fest und unberührbar dastehen und ich bin wie ein schwankendes Rohr? Oft sehe

ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Galerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernst an den Wänden hängen. Ich bin zu Grossem berufen, das weis ich wohl. Zur Ruhe werde ich erst im Tode kommen. Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben. «

14. November.

»Mit einiger Wehmuth habe ich heute gelesen, dass Knaus die goldene Medaille in Paris erhalten hat. Mich hält man hier wie einen unfolgsamen Schüler, und ich verdiente so gut wie Knaus die Selbstständigkeit. Ich weiss auch wie und woher dies kommt. Siehst Du, Jener konnte in Paris bleiben; umgeben von gleichstrebenden Künstlern, hat er das Heft in der Hand und kann das Beste machen.

Ich habe jetzt für einige Monate Dach und Fach und ein stilles Atelier, einen mässigen Gehalt, um nach Ablauf einer bestimmten Frist Alles aufzugeben und fortzugehen. Fort! Wohin? Ich führe ein Zigeuner- und Nomadenleben. Du wirst mit einiger Ueberlegung einsehen, dass darin eine Wahrheit liegt. Meine Schuld ist es nicht.

Ich hoffe aber, dass auch meine Stunde schlagen wird. Mein Gemüth ist unverdorben und rein. Schicksal und Leidenschaften haben mir die Blume der Poesie nicht rauben können. Mein Geist ist rastlos thätig, und wenn ich die hinterste Wand wegschiebe, so funkelt Etwas durch die Spalten wie viel Licht.«

Februar.

»Mit meinen Finanzen geht es nicht gut. Die Einrichtung des Monatgeldes reicht gerade für das tägliche Leben, aber nicht für die Arbeit, die mir freilich viel theurer kommt und ist als das Leben.

La grande peinture, wie Couture sagt, macht, dass meine Kleider *sans couture* und knopflos sind, meine Malerei aber besser als man einem so schäbigen Männlein zutrauen sollte.«

Ohne Datum.

»Ueber meine »Poesie«: Es ist kein Bild nach der Mode; es ist streng und schmucklos. Ich erwarte kein Verständniss dafür, aber ich kann nicht anders. Und wer sich die Mühe nimmt es lange anzusehen, den wird Etwas daraus anwehen, als ob das Bild kein Bild aus unserer Zeit sei. Nur einige Menschen, die das fühlen, und Gott gebe seinen Segen dazu!«

»Noch einmal die »Poesie«: Die Zeichnungsfehler? Ja, ich weiss es! Lassen wir sie aber wie sie ist, die gute Dame. Solche Versehen sind Grösseren begegnet als ich Einer bin, an Bildern, die gemalt zu haben, ich gerne mein Leben geben würde.«

»In meinem Atelier sieht es freundlich aus. Mein stiller grosser Dichtergarten, in dem sie wandeln wie selige Geister, dann die Poesie, einige Portraits, ein angefangenes Kinderbild u. s. w.

Weg, trübe Gedanken! Das Leben ist nur eine Weile, die Kunst aber ist ewig und was der Mensch einmal wahrhaft empfunden hat, an dem muss Etwas sein. Und später, wenn der launenhafte, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht die Malerseele rein da in seinen Werken und Niemand wird fragen: wie hat er gelebt und gerungen, sondern: was hat er geschaffen.

Wie ich bei meiner grossen Lebenslust zu solchen Stimmungen und Gedanken komme, weiss ich wohl; es ist immer Eins und Dasselbe, und ich schäme mich es auszusprechen.«

»Wenn mich die Armuth nicht demüthigte und zaghaft machte — ertragen wollte ich sie gerne. — Und doch bin ich nicht für die Hütte geboren, sondern für den Palast. Ach — die Mutter Natur hat es gut mit mir gemeint, aber die Zeit und das Schicksal, die bösen Schwestern, werfen mich mit meiner weichen Seele auf harte Pfade.«

5. Mai 1856.

»Die Entscheidung von Karlsruhe ist eingetroffen, so, wie ich vorahnend gefühlt habe. Ich lege die Briefe bei, die mich heimathlos machen (12).

Indem ich dieses schreibe habe ich die Hand fest auf das Herz gedrückt und ich wollte ich wäre bei dem lieben Vater.

Es ist ein scharfes Schwert, das mich getroffen hat, aber tödtlich ist die Wunde doch nicht, nur sehr schmerzhaft.

Es giebt auch kein Drama; dazu gehören ihrer Zwei, das richtige tragische Schicksal und der richtige dumme Mensch. Der bin ich nicht. Ich schlage mich durch.«

Des andern Tages.

»Ich weiss noch nicht was ich will oder was ich soll. Am liebsten reiste ich heute nach Hause ab, aber mein Stolz sträubt sich dagegen. Habt ein paar Tage Geduld und Alles wird klar werden.«

Florenz.

In später Nachmittagsstunde betrat ich die Tribuna. Da war eine Empfindung über mich gekommen, die man in der Bibel mit dem Wort Offenbarung zu bezeichnen pflegt. Die Vergangenheit war ausgelöscht, die modernen Franzosen wurden Spachtelmaler und mein künftiger Weg stand klar und sonnig vor mir.

Dass totale seelische Umwälzungen plötzlich eintreten, das habe ich an mir erfahren.

Das erste römische Bild, Dante, und die ganze Reihenfolge der bei aller Strenge doch weichen Werke ist nur der Nachklang jener ersten Empfindung in der Tribuna.

Gottlob, dass ich so gesund war, mich nicht als fertiger Mensch in Italien zu fühlen, sondern dass ich die Kraft hatte in einer neuen Welt aufgehen zu können. Diese starke Empfindung kann ich nicht anders bezeichnen, als dass es mir war, als hätte ich bisher nur mit den Händen gemalt und nun plötzlich eine lebendige Seele bekommen.

Sollten Diejenigen meiner Herrn Collegen, welche Alles in der malerischen Erscheinung suchen, es verwunderlich finden, dass ich mir anmasse, neben meiner »schlechtweg Seele« noch eine »Malerseele« zu besitzen, so weiss ich nichts zu sagen als: »Es muss auch solche Vögel geben.«

Nach diesem herzerleichternden Stossseufzer komme ich auf den eigentlichen Text zurück, auf meine unfreiwillige rasche Abreise von Venedig.

Anfangs wollte ich nach Empfang der erwähnten Briefe sofort nach Hause reisen. Dann aber überlegte ich — was dort beginnen? Karlsruhe war nach erfolgter Abweisung für mich verschlossen, Heidelberg kein Boden für meine Kunst, Berlin, Wien, Paris forderten gleiche Mittel wie Italien; und in Italien war ich und durfte nur weiter gehen. Ich sagte mir: Heinrich der Vierte meinte: Paris sei einer Messe werth. Brauche ich Raphael und Michel Angelo ohne Opfer zu gewinnen?

Schliesslich wollte es der Zufall, dass der Weg nach der Heimath durch eine Ueberschwemmung gesperrt war. Die Wasserfluthen sind für mich Schicksalsfluthen geworden. Es überschauerte mich bei dem Gedanken: zum erstenmal ohne Mittel, ohne Hilfe und Stütze in die Fremde zu ziehen. Aber es musste eben sein. Unverzagt warf ich mich dem dunklen Schicksal — ich sagte damals, dem Glück, in die Arme.

Einige Tage später war ich auf dem Wege nach Florenz, als heimathloser Verstossener, wie ich mich fühlte, aber als hoffnungsvoller Kunstjünger, wie der landesübliche Sprachgebrauch meine damalige Situation mit milder Umschreibung kennzeichnete.

Zwei Briefe aus Florenz.

17. Mai 1856.

»Nach den vielen letzten Briefen, die ich Dir hätte ersparen können, wenn ich nicht selbst rath- und hilflos gewesen wäre, halte ich es für meine Pflicht Dir meine Ankunft in dem sonnigen Florenz zu melden. Durch die Hochwasser aufgehalten, war ich sechs Tage unterwegs. In Padua, wo ich deswegen liegen bleiben musste, liess ich meine Locken scheeren; es hat aber, umgekehrt, wie bei Simson, meine Kraft gestärkt und die hiesige Luft scheint auch Wunder an mir thun zu wollen.

In Padua habe ich Zeit gehabt manche Stunde auf dem grünen Stadtwall zu liegen, von verschiedenen Empfindungen nicht durchbebt, sondern durchschüttelt. Es war wieder, wie so manches liebe Mal in Venedig, namenloser Schmerz und dunkle verhüllte Freudigkeit, ohne dass ich weder für das Eine noch das Andere Grund und Namen anzugeben wüsste. Ich denke, es soll das letzte Mal sein, dass Vergangenheit und Zukunft sich auf so widersprechende Weise in mir wunderlichem, weichem Menschen vermengen. Man sagt, die Noth macht hart. Nun sie wird genug an mir zu kneten haben. Einen Theil meiner Sentimentalität in Padua hat auch der göttliche Correggio auf dem Gewissen.

In Bologna habe ich, wie einst mein Vater, vor der heiligen Cäcilie gestanden. Dann fuhr ich vierzig Miglien lang durch das Hochgebirge der Apenninen. — Wie schön

das klingt — eine Gegend, deren grausenhafte Oede und Verlassenheit sich mit Worten nicht beschreiben lässt. Mich aber hat diese Fahrt sehr ruhig gemacht.

In derselben Mondnacht, unmittelbar nach der Ankunft, bin ich einsam durch Florenz gegangen und mein guter Stern führte mich über alle die bekannten Strassen und Plätze, die mir jetzt, wo ich sie zum erstenmale mit meinen leiblichen Augen sah, traumhaft fremd erschienen. So kam ich auf die Piazza del gran Duca, wo die colossalen weissen Marmore herüberleuchteten; ich erkannte neben einem rauschenden Brunnen den David des Michel Angelo und den Perseus des Benvenuto; dann kam ich unter freie Loggien und sah lange in den Arno hinab. Es mag sein, dass das Wunderliche meiner Verhältnisse mit dahin gewirkt hat, mir diese Nacht so ernst in die Seele zu schreiben.

Gestern war ich in dem Palast degli Uffici und da hat mich die träumerische Schönheit, die weiche Schwermuth und diese unaussprechliche Vollendung so ergriffen, dass ich die Galerie sofort verlassen musste, weil mir die Thränen unaufhaltsam herunterliefen. Ich schäme mich dessen nicht. Wie musste es einem Menschen zu Muthe sein, wenn er das vor Augen sah, wonach er sich sein ganzes Leben hindurch sehnte und was er annähernd in sich selber hätte erreichen mögen und können, wenn — — ja wenn! —

Doch stille davon. Dass ich in solcher Weise erschüttert werden konnte, habe ich früher nicht geahnt, und heute noch im Palast Pitti dasselbe, und zu Hause und überall diese Schauer. Gott möge meine Schritte lenken und mir Kraft geben das Alles zu ertragen wie ein Mann.

Was meine Verhältnisse betrifft, so weisst Du wie es steht. Natürlich ist vor der Hand jede Rückkehr unmöglich. Ich sollte und musste in Italien bleiben und ich hoffe auch da zu sterben. Dass ich heute noch keinen Ueberblick habe

über das, was ich zunächst beginnen will, soll und kann, wirst Du begreifen. Ich muss mich erst sammeln und Kraft zur Ueberlegung gewinnen.

Beruhige Dich vorerst und sage Dir: Anselm ist frei und er ist in Italien.«

Anfang August.

»Ich kann Dir endlich sagen, dass meine Sachen in Ordnung sind und ich ohngefähr noch anderthalb Monate in Florenz zu bleiben gedenke. Mit beginnendem Herbst werde ich dann wohl jedenfalls nach Rom gehen. Ich habe einige angefangene Arbeiten mitgebracht und das inzwischen eingetroffene Geld reicht hin dieselben schön zu vollenden. Das eine Bildchen ist eine Waldscene, das andere eine Madonna mit dem einschlafenden Kinde, ein Engel musicirt dazu.

Es sind Bekannte von mir aus Venedig nachgekommen und ich bin nicht mehr allein, was gut für mich ist. Die grossen Gemüthserschütterungen nagen an meiner Gesundheit. Es hat sich auch ein deutscher Arzt meiner angenommen, wofür ich ihm stets dankbar sein werde. Ich brauche zugleich Ruhe und etwas Zerstreuung.

Etwas ist mir hier plötzlich klar geworden was ich früher nie in's Reine bringen konnte. Ich habe mich oft gefragt, was ist es eigentlich, das die Alten so gross gemacht hat, und warum ist im kalten Deutschland ein so ausbündiger Idealismus bei so verschwindender Leistung? Die Lösung liegt hier in Italien klar und offen.

Es ist so: Der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und mit leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden und benützt die Natur nur um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt als alles äusserlich Gegebene, auszu-

drücken. Dafür nun rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche, der Italiener, hat es umgekehrt gemacht; er weiss, dass nur in der vollkommenen Wahrheit die grösste Poesie ist. Er nimmt die Natur, fasst sie scharf in's Auge, und indem er an ihr schafft und bildet, vollzieht sich das Wunder, welches wir Kunstwerk nennen. Das Ideal wird zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur idealen Poesie. So etwas kann man nur in Italien lernen und begreifen. Eine Ahnung hiervon ist von Anfang an in meiner Natur gelegen, jetzt hat sie Gestalt gewonnen und ist zur schönen Gewissheit geworden.

Diese Ahnung aber ist halb verkörpert in dem verachteten und verschmähten Karlsruher Bilde, in meiner Poesie, sichtbar; deswegen liebe ich es trotz aller seiner Fehler und trotz seiner Verbannung in die Rumpelkammer der Karlsruher Galerie.

Und nun zum Nächsten. Du hast mir vorwärts geholfen; ich darf nicht fragen wie, wenn ich nicht den Muth verlieren will. Alles deutet und winkt nach Rom. Meine Bekannten warten auf mich; sie würden ohne mich nicht reisen. Wir werden, denke ich, in der zweiten Hälfte September reisen. Wir haben uns das Wort gegeben, uns gegenseitig zu helfen. Reich ist Keiner von uns. Wohnung und Atelier wird getheilt. Man verdirbt nicht wenn man zu Zweien oder Dreien ist, das ist klar. Beherzige das wohl und sorge nicht zu viel.

Eigen ist es mir freilich zu Muthe, so wie man etwa in einem halb ängstlichen halb freudigen Traum befangen liegt, der schon ganz durchsichtig ist und aus dem man doch nicht erwachen kann.

Wie anders hatte ich mir diese Reise in das gelobte Land gedacht! Hell, heiter, zuversichtlich, geordnet; —

und nun bin ich ein landfahrender Abenteurer, dem Zufall preisgegeben. — Das ist mir nicht in der Wiege gesungen worden und ich gestehe, dass ich schwer daran trage.

Mein bester Trost ist der Gedanke an die Heimath. Glaubt mir, das grüne Plätzchen an der Epheuwand ist Etwas werth, auch neben Italien.

Gute Nacht, lebt wohl, mein nächster Brief meldet die Abreise von Florenz.«

Rom.

Die erste Nacht auf der Reise nach Rom ist mir in der Erinnerung gleich einem Traume, dessen kleinste Umstände sich dem Gedächtniss haarscharf eingeprägt haben.

Spät am Abend des 30. September schifften wir uns in Livorno ein. Es war eine dunkle stürmische Nacht. Als wir den Hafen verliessen, schien es mir als führen wir in einen pechschwarzen Himmel hinein, während die See heulend und donnernd das Schiff in die Höhe und Tiefe schleuderte. Ich war völlig frei von Seekrankheit und sass die Nacht über auf dem Verdeck, in der Nähe der schwarzen Kamine in einem Gefühl von unbeschreiblicher Ruhe. Ich unterhielt mich bis nach Mitternacht mit zwei hannöverischen alten Herren über Kunst und Italien. Als sie gegangen waren blieb ich allein, und es war mir nachher als hätte mein Vater mit mir gesprochen, und ich hätte ihm lieb und verständig geantwortet.

Des Morgens sah ich die Sonne aufgehen über den funkelnden, tanzenden Wogen, und die Küste, der wir entlang fuhren, lag da in all' ihrer Schönheit. Ich fühlte mich unwohl und kam des Abends an in heftigem Fieber.

So war ich denn in Rom und der Beginn des dortigen Aufenthaltes war so schwer für mich, dass ich nicht gerne an jene Zeit denke und noch viel weniger jetzt darüber schreiben möchte; denn wenn man den Namen Rom nennt, ist es unrichtig an vorübergehende kleinliche oder gar hässliche Dinge zu erinnern. Ich übergehe die damaligen Sorgen und Nöthen, die Kämpfe meines thörichten jungen Herzens mit Stillschweigen und will nur in einigen engumrahmten Sätzen hier niederlegen was Rom mir für meine Kunst geworden ist.

Wenn einst ein Grösserer dieselben Wege wandelt, so möge er meiner gedenken.

Ich hasse das Märtyrerthum von Grund meiner Seele; sollte es aber sein, dass ich dazu verurtheilt bin, so segne ich doch den Boden, der mich dazu geführt hat.

Rom, dieser gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens habe ich so viel zu danken. Es ist mir in Wahrheit eine zweite Heimath geworden; und immer wenn mein künstlerisches Denkvermögen in Deutschland brach gelegt wurde, durfte ich nur die italienische Grenze überschreiten und eine Welt von Bildern stieg in mir auf.

Bei einfacher Lebensweise erinnere ich mich während eines Zeitraumes von beinahe siebenzehn Jahren kaum eines körperlichen Unwohlseins.

Die Luft, in der ich athmete, half mir die Schwierigkeiten leichter tragen, welche jeder Fremde, der mittellose in zehnfachem Grade, zu überwinden hat.

Mein reizbares Wesen wich einer angeregten Ruhe, die mich fortan auch in Gefahren nicht verliess.

Ich fing an, das Alleinsein zu lieben, das ich früher so schwer ertragen hatte. Meinen Bekannten, die sich über diesen Hang beunruhigten, führte ich zu Gemüthe, dass ich mich nie langweile ausser in langweiliger oder schlechter Gesellschaft.

Es ist eine alte Erfahrung, dass der Deutsche in Rom sich aller Romantik entkleiden muss. Rom weist einem Jeden diejenige Stelle an, für die er berufen ist. Eine heisse und klare Sonne beleuchtet diese Trümmer im schärfsten Detail, so dass unser so leicht phantastisch erregtes Gemüth oft sehr derb an die Wahrheit anrennt und sich nicht selten daran stösst, wie sie denn überhaupt fast immer eine bittere Arznei ist.

Das was wir Poesie nennen, können wir nicht brauchen; es kommen Zeiten der Rathlosigkeit und Niedergeschlagenheit; doch nach und nach wachsen die empfangenen Eindrücke in der Seele und füllen sie aus; dieselbe Sonne beginnt unser Inneres zu beleuchten und zu erwärmen. Ich habe dies an mir selbst erlebt. Mit unverdorbenem Herzen, unklar aber bildungsfähig, war ich nach Rom gekommen. Raphael's und der Antike Schönheit, auf deutschen Kathedern vorgetragen, in deutschen Kunstgeschichten niedergeschrieben, war auf mich nicht angewendet. Vielleicht gerade

deshalb, weil meine Natur wahrhaftig war, musste mir Das verschlossen bleiben, wofür man jetzt schon in den Kinderschuhen schwärmt.

Um so kräftiger und unwiderstehlicher war das Erwachen des neuen Geistes in mir. Schon in Venedig verkündigte sich das Tagesgrauen, in Florenz brach die Morgenröthe herein, in Rom aber vollzog sich das Wunder, welches man eine vollkommene Seelenwandlung und Erleuchtung nennen kann — eine Offenbarung.

Der lange römische Aufenthalt ist eine Zeit fortwährenden passiven Widerstandes gegen moderne Oberflächlichkeit und Existenzsorgen für mich gewesen; zwei Feinde, von denen einer stark genug ist die Künstlerseele zu entmuthigen. Von der Heimath geächtet und verbannt, kann ich das Räthsel des Nichtverkommenseins nur in meinem biegsamen und doch starken Naturell gelöst finden, oder besser, die Race hat mich gerettet, und — die Kunst.

Sollte ich alle die Stunden stiller Schöpfungsfreuden schildern, die ich in Rom genossen, würde dieses Buch nicht ausreichen.

Was ich konnte und was ich zu lernen hatte, wusste ich genau und demgemäss habe ich zum Erschöpfen eines Gegenstandes unendliche Studien als nothwendig erachtet. Dass mir bei Bildern wie die Iphigenie und die Kindergruppen eine einzige Seite nicht genügend dünkte, ist der Grund, weshalb viele, in der Auffassung sich ähnelnde Werke eines und desselben Grundgedankens periodenweise entstanden,

welche doch, Jedes für sich betrachtet, ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen.

Von dieser Strenge datirt sich die Erscheinung, dass an den besten meiner Bilder nicht ein Jota zu ändern ist und die meisten den Gegenstand erschöpfen, während bei vielen modernen Malern gewöhnlich Alles eben so gut auch anders sein könnte.

Ich habe mich immer bemüht typisch und jeder Convention ferne zu bleiben.

Meine anfängliche Formlosigkeit erfüllte mich mit Entsetzen. Unermüdliche Mache bei strengster Beobachtung haben es dahin gebracht, dass ich die kleinsten Mängel auf den ersten Blick leicht erkenne.

Eine genialisirende Eitelkeit habe ich nie gehabt und was ich nicht fühlte habe ich nicht gemalt.

Alle meine Werke sind aus der Verschmelzung irgend einer seelischen Veranlassung mit einer zufälligen Anschauung entstanden. Das Ausgabebedürfniss war so stark, dass immer zuerst die Gestalten da waren, ehe ich den richtigen Namen für sie fand.

Der Ursprung meiner Pietà war auf den Stufen der Peterskirche gefunden; eine Frau vom Lande, ob schlafend oder weinend, wusste ich nicht.

Hafis am Brunnen heftet sich an eine mit wilden Rosen überrankte Mauer zwischen Baden-Baden und Lichtenthal.

Bei dem Symposion war die bacchische Gruppe des Alkibiades lange schon vorhanden; erst bei dem Suchen eines ihr entsprechenden Gegengewichtes fiel mir in plötzlicher Eingebung das Gastmahl des Platon ein.

Auch bei den Titanen war wieder der lachende Poseidon die Figur, welche mir zuerst vorschwebte und an die sich dann unmittelbar die übrige Composition rhythmisch anreihte.

Gewisse Haltungen und Bewegungen habe ich Jahre lang mit mir herumgetragen ehe sie Verwendung fanden.

Ich muss es noch einmal wiederholen: wer nach Rom kommt und sich einbildet Form zu haben, der wird, wenn er ein einsichtiger Mensch ist, alsbald finden, dass er von Neuem sehen lernen muss.

Das deutsch-romantische Gemüth steht hier der vollkommen positiven Erscheinung gegenüber, über welche die Phrase keine Macht hat.

Im Positiven die Poesie festzuhalten scheint mir die Aufgabe des Künstlers zu sein.

Man pflegt mich einen Idealisten zu nennen und doch hat vielleicht kein jetzt Lebender so viel und stets nach der Natur gearbeitet. Eine schablonenhafte Handschrift, Schönschreiberei sich anzugewöhnen, mit der man Alles schreibt und nichts sagt, war mir von früh an ein Greuel.

Die Schreibseligkeit in der Kunst habe ich nur in der ersten Jugend getrieben. Alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erscheinung erkannt hatte, war ich mir auch sofort bewusst, dass ich mehr als Andere zu studieren habe, um der Natur gegenüber den heiligen Respect zu bewahren und mich zugleich *a forza del lavoro* zur Gedankenfreiheit aufzuschwingen.

Der wahre Styl kommt dann, wenn der Mensch, selbst gross angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur die Sicherheit erlangt hat in das Grosse zu gehen.

Mit einem Worte: Styl ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen.

Der sogenannte Realist bleibt immer im Detail stecken. Realismus ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst das Leben nur copirt, dann brauchen wir sie nicht.

Es ist ein Glück zu nennen, dass ich die Compositionsseligkeit in jungen Jahren erschöpfte; ein noch grösseres, dass ich, früh angeregt durch die nordische Mythologie, die Nibelungen und was damit zusammenhängt, überhaupt, den Germanismus, welcher dazu gemacht scheint den Künstler zu falschem Pathos zu verleiten, dass ich, sage ich, diese Kinderkrankheit mit den Masern ausschwitzte und schon in der letzten Düsseldorfer Zeit mich an den Griechen versuchte, woraus folgte, dass ich später immer zuerst den Menschen sah und dann erst die Kleider.

Vor dem so sehr gebräuchlichen Compositionspathos bietet das frühe Modellzeichnen nach dem Leben den sichersten Schutz, die einzige solide Grundlage, auf welche die Phantasie später weiter bauen darf.

Noch heute hat der akademische Zopf nicht begriffen, dass dem Antikenzeichnen das Actzeichnen vorangehen muss, indem die Antike selbst nur der ideale Ausdruck des voll-

kommenen Studiums der Natur ist, oder einfacher ausgedrückt: Ehe man Antiken zeichnet, muss man die menschliche Form verstehen.

Wir leben in einem Jahrhundert, welches, was die Kunst betrifft, hauptsächlich der Mittelmässigkeit huldigt.

Als meine Arbeiten hie und da einiges Aufsehen, sei es in unliebsamer oder gefälliger Art, zu machen begannen, so war es einzelnen Kunstrichtern geläufig mich einen deutschen Autodidacten zu nennen.

Ich protestire feierlich gegen eine solche Unwahrheit. Was ich geworden, habe ich zunächst den modernen Franzosen vom Jahre 48, dem alten und jungen Italien, und dann allerdings auch mir selbst zu danken. Den Deutschen bleibt das Verdienst mich immer schlecht behandelt zu haben.

In den ersten Jahren meines römischen Aufenthaltes war es herrschende Ansicht in Deutschland, dass der Maler nicht malen dürfe. »Körperloser Geist« war die Parole des Tages.

Cornelius und Overbeck, auch Kaulbach wurden von einer Armee schreibseliger Bewunderer, die es mitunter nicht umsonst thaten, auf dem Schild getragen. Man fand vor lauter grossartiger Begeisterung nicht die Zeit einen Kopf oder eine Hand zeichnen zu lernen. Wozu auch? Es war viel geistvoller solches nicht zu können. Die unmöglichen Arme und Beine, die Gewänder, unter denen nichts steckte, waren untrügliche Zeichen des Genie's.

Mich schalt man damals einen unverbesserlichen Coloristen.

Wie immer im Leben folgte dieser extremen Ausartung auf dem Fusse die Reaction und man stürzte sich kopfüber in den decorativen Farbentopf der verderblichen Theater- und Novellenmalerei. Der wahnwitzige und wahnselige Decorationsschwindel ist ohnehin das fressende Gift, welches die Kunst verzehrt.

In der letzten Zeit meines Pariser Aufenthaltes schon ahnte mir nichts Gutes. Es schlich damals ein Repräsentant der jetzigen decorativen Theaterempfindung in den Museen herum. Bald sah man ihn in Cluny ein altes Himmelbett copiren, bald spukte er vor dem Herzog von Guise und den Söhnen Eduards von Delaroche.

Der Stern, welcher damals in Couture's Römern aufzugehen schien, wurde übersehen und die rothen Tricothosen des Delaroche im Triumph nach Deutschland eingeführt. Als man mit der Zeit Muth fasste, da man sah wie leicht das Publicum sich nach der Windfahne drehte, so griff man kühn nach der französischen Spachtel und nannte dies »Breite des Vortrags«. Ja man wagte sich selbst an die römische Geschichte und übersetzte den David in's Deutsche.

Mich haben diese Wandlungen eigentlich weniger berührt als man hätte glauben können. So lange ich in Rom war, bekümmerte mich's nicht wie die Wellen in Deutschland kamen und gingen. Ich war in sicherer Obhut! und als ich später jährlich die Heimat besuchte, da war ich durch das Bewusstsein des unveräusserlichen Schatzes in meiner Seele gefeit gegen müssiges Geplauder der Menschen und Zeitungen, und schlechte Bilder zu sehen habe ich stets gerne vermieden.

Bilderschicksale.

Ich komme auf den mir unliebsamsten Theil meiner künstlerischen Bekenntnisse, auf das Schicksal meiner römischen Bilder in Deutschland, um, was ich bereits im Allgemeinen angedeutet, im Einzelnen nachzuweisen.

Wenigen Künstlern wird es so schwer geworden sein zu später und unfreiwilliger Anerkennung in ihrem Vaterlande zu gelangen als mir. Es schien hergebrachte Sitte, in meinen Arbeiten nur auf die Fehler zu fahnden und das Gute geflissentlich zu übersehen. Man wehrte sich gegen meine Kunst wie gegen ein gemeinschädliches Uebel. Was ich auch brachte, nichts war recht, und jede Entwicklungsperiode, welcher der Kenner sonst mit besonderem Interesse nachzugehen pflegt, ward mir als falsche Richtung, als Rückschritt, ausgelegt.

Als ich bei dem Uebergang in die grosse Historie um des plastischen Vortrags willen einen etwas knapperen Ausdruck in der Farbe wählte, welcher jedoch in der Behandlung dem Gegenstand ganz auf den Leib gepasst war, da

wurde die vernichtende Bezeichnung »graue Periode« erfunden, welche auch jetzt noch in dem Bewusstsein meiner gestrengen Kritiker nicht ganz erloschen ist.

Wären die Folgen nicht so verhängnissvoll für mich gewesen, so würde dieser dauernde Rückschritt, in welchem ich mich, nach der Ansicht der deutschen Kritik, eigentlich mein ganzes Leben hindurch befand und bei welchem ich doch immer vorwärts kam, seine sehr ergötzlichen Seiten gehabt haben.

Mit Ausnahme des Zeitraumes von 1863 bis 1867, in welchen die Bestellungen des Herrn Baron von Schack fielen und deshalb wenige meiner Arbeiten in die Oeffentlichkeit kamen, wurde jedes auf deutschem Boden ankommende Bild von Anselm Feuerbach entweder mit einem Sturm der Entrüstung oder mit mitleidigem Achselzucken aufgenommen. Hatte dasselbe dann später die Traufe der kritischen Journale und Zeitungsberichte überdauert, so fing man an es leidlich interessant zu finden und, falls inzwischen ein noch neueres Werk des leider sehr fruchtbaren Künstlers seinen Bussgang angetreten hatte, sogar schön. Auf solche Weise hat sich allmählich mein Ruf in Deutschland befestigt.

Ich habe dieses Schwanken der kritischen Wage über zwanzig Jahre ausgehalten und ich möchte gerne den Kunstvereinen und Ausstellungscommissionen heute meinen besonderen Dank dafür abstatten.

Bei Durchsuchung alter Papiere fand sich ein mächtiges Packet Briefe von deutschen Ausstellungsbehörden an meine Mutter gerichtet und den genannten Zeitraum genau umfassend. Der Inhalt sämmtlicher Zuschriften ist folgender:

»Die Bilder Ihres Herrn Sohnes sind wohlverpackt an Ihre werthe Adresse abgegangen.

Hochachtungsvollst«

Ein grosser Theil dieser Sammlung gehört Berlin an, wo ich allerdings schon vom Jahre 1852 an hartnäckig und unermüdlich die Ausstellungsräume mit der ganzen Reihe meiner Hauptbilder bevölkert habe, ohne jeglichen Erfolg.

Wird die Nachwelt es glauben, dass, während ich heute an diesen Blättern schreibe, meines Wissens kein Kunstverein ein Bild von mir erworben hat, und dass nur zwei Staatsgalerien, die in Karlsruhe und jene in Stuttgart, ihre Räume für Werke von meiner Hand eröffnet haben? Die eine, widerwillig auf hohen Befehl, die andere, weil es ihr gelang meine zweite Iphigenie »wegen ihrer Zeichnungsfehler« um überaus billigen Preis zu erhalten.

Wirklichen Erfolg habe ich nur zweimal in meinem Leben gehabt und zwar — fast komischer Weise und gewiss nicht auf Veranlassung der Ausstellungscommissionen — bei Gelegenheit der Münchner internationalen Ausstellungen vom Jahre 1863 und 1869 durch meine Pietà und mein erstes Gastmahl, welches letztere eine kunstverständige Dame aus der Meute aufgeregter Kritikerschaaren mit wohlthätiger Hand errettete und mich selber dazu aus schwierigen bedenklichen Verhältnissen. Es war die Malerin Fräulein Röhrs aus Hannover.

Dass ich nicht Vermögen sammeln konnte, ist selbstverständlich, da die meisten meiner Bilder zehn bis zwanzig Jahre zehrendes Capital waren. Mangel habe ich in den letzten zehn bis zwölf Jahren nicht gelitten und meiner Kunst hat es nie an einer würdigen Stätte gefehlt, da ein Helfer in der Noth vorhanden war, ein deutscher Banquier, welcher genug Glauben an die Kunst und an mich besass, um mich in schwierigen Zeiten nicht darben zu lassen. An meinen letzteren grossen Arbeiten gebührt Herrn Wilhelm Köster in Frankfurt a. M. ein grosses Verdienst.

Mein erstes römisches Bild, der Dante, hatte schon bei seiner Entstehung ein besonderes Schicksal und ist Ursache geworden, dass es mir so schwer ward in Rom festen Boden zu gewinnen. Es war dieses Bild auf Bestellung eines in Rom wohnenden deutschen Herrn gemalt, dessen finanzielles Verhalten mich bestimmte, dasselbe zurückzunehmen, wobei ich vollkommen in meinem Rechte war; demohngeachtet habe ich unklug gehandelt und schwer dafür gebüsst, indem mir mehrere Jahre lang die Annäherung von Fremden dadurch entzogen blieb. Möglicherweise würde sich in meinem Leben Vieles anders gestaltet haben, wenn ich im Beginn meiner künstlerischen Laufbahn jene Unvorsichtigkeit nicht begangen hätte (13).

Das Dantebild wurde zu meiner grossen Freude, Beruhigung und Dankbarkeit im December 1859 von S. K. H. dem Grossherzog von Baden gekauft und in dem grossherzoglichen Schlosse untergebracht, um nach einer Reihe von Jahren mit der früher erwähnten »Poesie« in die Karlsruher Galerie aufgenommen zu werden.

Da ich nur von meinen bedeutenderen Werken sprechen will und die kleineren Arbeiten mit Stillschweigen übergehen werde, so erwähne ich sofort der im Jahre 1860 entstandenen Kindergruppen: »Ständchen« und »Balgende Buben« — nicht zu verwechseln mit einem Kinderständchen vom Jahre 1858 — dann aber ganz besonders eines meiner Lieblingsbilder »Le reveil« genannt, welches mir heute in der Erinnerung noch theuer ist. Das Christuskind auf dem Schoosse der Mutter, eben erweckt durch musicirende Kinder; Rundbild mit Aussicht auf eine offene heitere Campagna (14).

Selbstverständlich verfielen diese Bilder dem gemeinsamen Schicksal ihrer Geschwister, bis einer meiner Freunde sich der Madonna erbarmte, die balgenden Buben ein unbekanntes Unterkommen in der Schweiz fanden und das

Ständchen, wie bereits früher erwähnt ward, mit dem Hafis in der Schenke vor nicht langer Zeit nach Karlsruhe übersiedelte. Ich kann es nie verschmerzen, dass die beiden zusammengehörigen Kindergruppen durch ein hartes Schicksal auseinander gerissen wurden.

In den Jahren 1861 und 1862 sind neben einer Reihe von bedeutenden Studienköpfen die erste Iphigenie und »Ariost am Hofe von Ferrara« entstanden. Dieses letztere Bild war es, glaube ich, welches zuerst die Aufmerksamkeit des bekannten Kunstmäcens Baron von Schack auf mich lenkte. Als dann im Jahre 1863 meine Pietà auf der Ausstellung in München erschien, erwarb er sofort die beiden Bilder und eröffnete mir für eine Reihe von Jahren eine verhältnissmässig sorgenfreie Thätigkeit. Wie es mir ohne dieses Dazwischentreten ergangen wäre, weiss ich nicht zu sagen. Es war meine schlimmste Periode und ich hatte alle Ursache sehr dankbar zu sein. Dass dies sich so verhielt war freilich auch wieder ein eigenthümliches Zeichen für unsere Zeit. In den Tagen der Kunstblüthe war die Dankbarkeit zwischen dem Künstler und Besteller getheilt.

Es entstand nun allmählich die bekannte Reihe von genreartigen Scenen, die für mich ein nach allen Seiten erfreuliches und förderliches Arbeitsfeld geboten haben würden, wenn ich zugleich als Mittelpunkt eine grosse historische Idee hätte hegen und bilden dürfen, nach welcher mein ganzes Wesen mit einer fast schreckbaren Glut strebte. Dagegen aber stellte sich die Abneigung meines Gönners und Auftraggebers, welcher mich entschieden davon zurückzuhalten gedachte.

Schon Jahre lang stand das Gastmahl des Platon in meiner Seele. Ich fasste mir ein Herz um Herrn Baron von Schack meinen Wunsch zu eröffnen. Es war dies im

Jahre 65 und er zeigte sich bereit auf die Idee an und für sich einzugehen, aber nur unter der Bedingung, dass das Bild in Drittels-Lebensgrösse ausgeführt würde. Hierzu wollte ich mich nicht verstehen; ich konnte nicht. Das Bild war gross empfunden und gedacht; es musste gross in's Leben treten oder gar nicht.

Ein Briefentwurf an Herrn Baron von Schack, datirt 6. März 1866, welcher mir kürzlich durch Zufall in die Hände kam, hat mir diesen Vorgang wieder lebhaft vergegenwärtigt. Es ist darin die Rede von innerer Entwicklung, von monumentalen Thaten, von Erlösung des Talents und vom Triumph der Kunst, und wird zuletzt versucht, Herrn Baron von Schack zu überzeugen, dass über die Dimensionen gewisser Bilder nicht das Belieben des Bestellers oder des Künstlers sondern die Natur des künstlerischen Gedankens entscheiden müsse.

Mit so viel jugendlicher Thorheit und künstlerischer Weisheit konnte Niemand als Anselm Feuerbach im Jahre des Heils 1866 einem so einflussreichen Freund und Förderer der Kunst, wie Herr Baron von Schack sich erzeigte, gegenüber treten. Die Lectüre dieses Briefes hat mir wirkliche Erheiterung gewährt. Ob derselbe so oder anders geschrieben abgeschickt wurde, ist mir nicht mehr erinnerlich. Jedenfalls liess die Wirkung nichts zu wünschen d. h. nichts zu hoffen übrig.

So kam denn endlich nach längerem stillen Kampfe der Moment, wo unsere Wege auseinander gingen. Herr Baron von Schack war in seinem vollen Rechte als Kunstliebhaber; ich war es auch im Drange meines Talents. Von meinen Bildern für die Schack'sche Galerie waren die in den ersten Jahren eingelieferten die besten und freudigsten. Dies ist bezeichnend. Ich denke mit ungeschmälerter Anerkennung

und uneigennützigem Bedauern an diese Vorgänge zurück, doch ohne Reue. Ich konnte nicht anders.

Die bestellten Gemälde reichten bis zum Jahre 68. Ich war zu dieser Frist schon tief in meine Arbeit versenkt, da ich das Gastmahl auf eigene Rechnung begonnen hatte. Eine kleine Bestellung von Paris, eigens zu diesem Zweck gemacht, half über die Vorbereitungen hinweg. Eine Collection kleinerer Bilder, Bianca Capello, Mandolinenspieler, zwei Frühlingsbilder, Lautenspieler, Lesbia u. s. w. gingen nach der Heimat, um das Atelier zu räumen.

Auf der Münchner Austellung vom Jahre 69 erschien das Symposion in der Oeffentlichkeit. Wie die Kritik, nach langer Pause, mordlustig darüber herfiel, wird den meisten Lebenden, welche für Kunst Interesse haben, noch im Gedächtniss sein. Friedrich Pecht war der Einzige, welcher der Verurtheilung entgegen trat. Er schrieb das Wort: »wir müssen uns schämen«, welches damals wirklich eine That war und nicht vergessen werden darf.

Nach dem raschen Erfolg, welchen die hannoverische Dame herbeiführte, that meine Productionskraft Wunder. Die Arbeiten überstürzten sich fast, wozu auch die patriotische Aufregung ihr gutes Theil beitrug. »Orpheus, die zweite Iphigenie, mehrere Medeenstudien, die grosse Medea, das Urtheil des Paris« — dies Alles kam von 70 bis 71 zu Tage. Die Arbeitslust schäumte über.

Meine beiden grossen Gemälde, »Medea« und »Urtheil« wurden in Berlin ausgestellt und unter Controle des Herrn von Mühler in den letzten Ausstellungsraum, die sogenannte Todtenkammer, verwiesen; das Urtheil, um seiner kleiderlosen Göttinnen willen, die Medea, zur Gesellschaft.

Das zweite Gastmahl und die Amazonenschlacht schlossen sich als letzte Glieder der Kette an die römischen Arbeiten.

Von allen meinen grösseren Werken besitzt jedes einzelne einen umgebenden Kreis von Studien, Skizzen und kleineren Bildern, gleichsam als dienenden Hofstaat, welcher die Entstehungsgeschichte des Hauptbildes vergegenwärtigt.

Die letzte Medeenstudie, nach meiner Meinung, die vollkommen erschöpfende, erschien sogar nach dem grossen Bilde. Medea mit der Urne schliesst den Cyclus ab.

Die vier letzten grossen Werke sind noch auf der Wanderschaft; die in Wien gemalten kleineren Deckenbilder stehen gerollt hinter dem Schranke. Es ist dies mein Acker in spe, auf dem ich mich im Schweisse meines Angesichts einst zu entsündigen gedenke für früheren unmässigen Leinwandverbrauch.

Ich habe mich vor diesem Abschnitt gefürchtet und bin nun froh, dass er hinter mir liegt. Jedes Inventar erinnert an Sterben; — oder sollte das gegenwärtige vielleicht genügend befunden werden für die Unsterblichkeit? —

Es ist noch kurz zu erwähnen, dass ich während meines langen römischen Aufenthaltes mehrmals der Ehre eines Rufes gewürdigt wurde: nach Weimar, München, Karlsruhe. Den letzteren hätte ich gern angenommen. Ein stilles Atelier, sechs alte Bäume in einem grünen Winkel wären mir ein Paradies gewesen. Die Scheu aber vor der akademischen Professur, die mir stets im Wege stand, konnte ich nicht überwinden. Wahrscheinlich wäre es zuletzt ohne Ruf und Amt so weit gekommen, denn ich war auslandsmüde und sehnte mich nach der Heimat; da trat eine neue Wendung ein, die mich aus meiner römischen Stille in das Getriebe einer grossen Weltstadt stürzte — nicht zu meinem Wohl und Glück.

Briefauszüge.

Zur Ergänzung der vorhergehenden Abschnitte.

Erste Zeit in Rom.

Dante.

Vom 15. Januar 1857.

»Ich bin in den Abendstunden in Dante's *vita nuova* vertieft. Ich sehe, dass die Herzen des dreizehnten Jahrhunderts eben so ängstlich geklopft haben wie die unsrigen, dass geistiges Schwanken und Schwärmen den jungen Dichter zu untergraben drohte und dass der Mann, welcher die göttliche Comödie schreiben konnte, viel Leiden an Leib und Seele erfahren musste.

Es stehen mir zwei Bilder vor der Seele. »Das zweite Begegnen im neuen Leben« und »Franceska von Rimini« in der göttlichen Comödie.

Ich lebe in grösster Einfachheit; meine Bedürfnisse sind geringer als gering. Ich bin wohl und fleissig; ich male kleine Bilder und Skizzen und gebe sie in eine Kunstausstellung, um sie zu verkaufen. Es ist darunter eine Skizze, die mir recht aus der Seele gewachsen ist, eine Amazonenschlacht bei untergehender Sonne, mit vielen Figuren, feurig und lebendig.

Ein Atelier habe ich noch nicht und kann es nicht halten; ich arbeite in meinem kleinen Zimmer und benütze hie und da die Ateliers meiner glücklicheren Bekannten!

Wie es mir dabei zu Muthe ist, kannst Du Dir denken. Ist es ein Traum, dass ich den Hafis, den Aretino, die Versuchung und die Titian'sche Assunta gemalt habe?

Juni 1857.

»In Frascati gewesen. Schöner, glücklicher Tag! Dunkle Laubgänge, wandelnde verschleierte Frauen; auf der Fahrt das blitzende Meer, die weite, weiche dämmernde Campagna! Schöne Gedanken ziehen wie Musik durch die Seele.«

Einige Tage später.

»Dante im Garten wandelnd, sprechend mit edlen schönen Frauen. Die jüngste Tochter Beatrice an seine Schulter gelehnt. Es wird wie ein Andante von Mozart sein. Ich stehe ahnungsvoll an dem Wendepunkt meines Lebens. Wird es kein Traum sein, dass jetzt meine Zeit kommt?«

»Die Skizze ist kürzlich entstanden. Den Kopf von Dante ganz erfüllt, sah ich wandelnde Frauen im Garten. Durch meine Seele geht ein sanfter Zug, Bild auf Bild. — Plötzlich tritt eines hervor, dann verschleiern sich die andern und weichen zurück. Der Dante ist in grosser Ausführung bestellt für den Concertsaal des Herrn von Landsberg. Er wolle mich in die Höhe bringen, sagte er. Mir kommt es vor, als träume ich. Den Dante gross malen dürfen — welches Glück!«

Herbst 57, ohne Datum.

»Indem ich aufblicke, sehe ich den Kranz meiner Bilder um mich herstehen. Dies Alles in fünf Monaten — und unter welchen Umständen! —

Links im Rahmen das beinahe vollendete Kinderständchen; sechs lebensgrosse Putten, die ihre Instrumente stimmen, um ein schlafendes Kind zu erwecken; dann kommt das Bildniss eines Freundes, des Bildhauers Begas Violoncell spielend, dann eine Italienerin, fein ausgeführt, in schwarzem Schleier, dann der fertige Dante, mein Liebling und Schmerzenskind, des Weiteren eine Landschaftstudie, ein antiker Flötenbläser mit einer ruhenden Nymphe am Meere, ferner das Porträt eines lieben Freundes und Zimmernachbars, des Kupferstechers Julius Allgeyer, endlich abermals ein Portrait des schönsten Kindes in Rom, der kleinen Giacinta Neri in einer grünen Laube, mit Federhütchen, ganze Figur. Dies Alles ist die Frucht meines schönen Ateliers und kommt im Februar zur Ausstellung.

Die unglückliche Affaire mit Landsberg schadet mir mehr als ich sagen mag. Er hält die Fremden ab in mein Atelier zu kommen.

Eins ist erobert, Rom. Du weisst das und fühlst es mit mir; das Eine aber ist Alles. Bei dem Namen Rom hört Alles Träumen auf und die Selbsterkenntniss fängt an. Die alte Zauberin weist jeglichem Menschen seinen Platz an. Mein hiesiger Aufenthalt ist eine Entwicklungsgeschichte und voll — voll Poesie.«

Februar 1858.

»Mein Dante ist ausgestellt. Die Italiener haben ihn mit Enthusiasmus aufgenommen. Ein armer Dichter hat ihn in Sonetten besungen. Wäre ich nicht eben so arm, ich hätte ihn dafür belohnt.

Mein nächstes Bild wird ein dramatisches sein. Wenn mir ist, als könnte ich das Warten nicht mehr aushalten, dann kommen mir solche verklärte Stoffe von oben. — Iphigenie!«

Januar 1859.

»Der Winter ist traurig. Die Gedanken schlafen; Iphigenie, die mich eine lange Zeit wach erhalten, ist verschleiert. Zwei Kindergruppen zappeln in meinem Kopfe und kommen nicht heraus. Kein freundlicher Klang von Aussen, der mich ermuthigen könnte; Alles ist stumm und meine Jugend verzehrt sich. Ich weiss nicht mehr wie ich mich ausdrücken soll, um mich verständlich zu machen. So kommen und gehen die Monate. Es ist nicht recht, dass unsere Zeit die aufblühenden Blumen so wenig achtet. Sie zerpflücken und zertreten, das versteht sie meisterlich.

Sie sagen, meine Kunst sei nicht in Rapport mit der Zeit, mit dem Leben. Wie kann ich es ändern, wenn mir das Leben nur Qualen und Demüthigungen bietet? Wenn es meiner Jugend die Helligkeit und Freudigkeit nimmt? Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte nur die Hand hinzuhalten.«

Ein Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1859.

»Ich lese Vaters griechische Plastik. Wer begreift die Wunder der Natur in ihrem organischen Zusammenhang! Wie mich Vaters Worte berühren, dass ich ihn sprechen zu hören glaube, dass wehmüthige und doch freudevolle Erinnerungen in mir aufsteigen, davon will ich nicht schreiben. Aber ich möchte von dem stillen Wunder der Natur reden, dass mir jetzt, nach seinem Tode, nachdem ich erst fähig geworden bin ihn zu begreifen, sein Geist in solcher Weise begegnet und ich hier lese, was die Natur selbst in mir vorbereitet und zur Reife gebracht hat, wonach ich instinctiv in

meiner Kunst gerungen — von diesem Wunder muss ich Zeugniss geben, weil es mein ganzes Bewusstsein durchdrungen hat.

Ich weiss es nicht zu sagen wie mir zu Muthe ward, als ich in der reinsten Sprache das gedruckt vor mir liegen sah, was das prophetische Siegel meines ureigensten Wesens ist. Und hier in Rom, das ihm so spät vergönnt war und das ich mit so schweren Opfern erkaufen muss! Ich habe das Gefühl als wenn Vater seine liebe Hand herüberstreckte und mir das Buch reichte.

Dass dieser Mann tauben Ohren predigte, wer begreift das besser als ich. Mein Vater wusste in seiner Künstlernatur ganz gut, dass die überzeugende Sprache allein der Künstler spricht.

Nicht im Leben, sondern am Leben zu Grunde gehen ist ein hartes Wort. Wie sollte ihm in Freiburg das Griechenthum erblühen! Ach ich möchte, dass ich gewürdigt würde und dass es mir vergönnt sein möchte, sein prophetisches Wort in Thaten auszusprechen! Es ist ein stilles Glück und eine Seelenarznei dieses Buch zu lesen.«

Kindergruppen, Madonna, Skizzen zu Amazonenschlacht und Gastmahl.

Anfang December 1859.

»Es geht mir gut. Ich fühle die neu errungene Beweglichkeit meiner Gestalten. Die beiden neuen Kinderbilder — zusammen zwanzig lebensgrosse Putten — wachsen. Meine Zeichnungsstudien vom vorigen Winter sind ein Segen für mich. Gesund bin ich, ein bischen reizbar, aber freudig und inwendig still bildend.

Das römische Kind, musst Du wissen, ist der Keim zu allem menschlich Schönen in der Kunst. Es ist nicht nöthig weit darnach zu gehen; man stolpert in der Strasse darüber bei jedem Schritt. Ich habe mir zwei kleine Buben aufgelesen, die ich füttere und im Atelier herumtollen lasse. Was ich erhaschen kann findet ihr auf der Leinwand.

Ein recht talentvoller junger Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, bin ich doch wirklich. Als ich Riedel, der mich öfters besucht, neulich sagte, man wundere sich draussen, dass ich mir so viele Mühe gäbe, Kinder zu malen, schlug er sich vor die Stirne und sprach: »Mein Gott, was kann es denn Schöneres geben! Wenn sie nur still hielten.«

Januar 1860.

»Ich schreibe in meinem Atelier als dem Orte, in welchem immer die abgeklärteste und normalste Stimmung herrscht. Heute Nachmittag will ich mit meinem Freunde — seit einem Jahre zum erstenmal — in die Campagna fahren und einen Blick in die Berge thun. Gab es doch eine Zeit, in der ich vergessen hatte, dass ich von meinem Atelierfenster aus im Winter die reifen Orangen mit der Hand pflücken kann.

Eines wird Dich freuen. Die Madonna ist auf der Leinwand und die Kinder musiciren, dass Du es in Deine Ohren hinein hörst. Mir musiciren sie im Kopfe, seit ich von Venedig weg bin, denn von dort habe ich das Bild, ohne es selbst recht zu wissen, hierher mit getragen und ich glaube es ist Schuld an der ganzen übrigen Kindermusicirerei. Jetzt wird es Ruhe geben. Ich bin begierig wie Eure steinernen deutschen Herzen sich zu meiner süssen Madonna verhalten. Leider muss ich sie schicken.«

Mai 1860.

»Nicht darf ich vergessen zu erwähnen, dass ich in den ersten Tagen des Bewusstseins der wiedergewonnenen Heimat — ich meine des Ankaufs meines Dante in Karlsruhe — ein Bild entwarf, das sich seit Jahren in mir bildet gleich wie das Gastmahl des Platon und gemeinsam mit diesem, Du weisst, es müssen immer Zwillinge sein, ich meine die Amazonenschlacht. Eine kleine Skizze vom Jahre 1857 hängt an der Wand und auf der Staffelei steht, zwar erst in dürftiger Kohle, vielleicht meine grösste Composition vor mir: Ein abendlicher Horizont, Campagna, Meer, wolkiger Himmel; ein wildes Plänkeln, Streiten, Stürzen; entfesselte Leidenschaft, die gebändigt wird durch vollendete Farbe und wo ich streben will die plastische Formenschönheit in den verschiedensten Stellungen auszudrücken. Da ich aber weiss, dass der Verkauf eines oder mehrerer kleiner Bilder dazu gehört, um mich in Wahrheit zukunftssicher zu machen, so will ich mich dem Gegenstand noch nicht ganz hingeben, sondern den Grundgedanken nur erst in massigen Farbentönen skizziren, um dann zuhause an diesem mächtigen Ideenhintergrund fortbilden zu können. Der entscheidende Zug kann erst dann geschehen, wenn die lezte Sorge ausser Sicht ist.

Noch ist in den letzten Wochen eine grosse Aquarellskizze zum Gastmahl entstanden. Ich habe dem lustigen Alkibiades zum erstenmal die gelehrten Herren entgegengesetzt, Sokrates in ihrer Mitte, auf dessen Kahlkopf die Lampe einen lichten Schein wirft. Es liess mir keine Ruhe und musste heraus. Bei dieser Gelegenheit besinne ich mich, aus welcher Zeit die erste Idee stammt und ich komme darauf zu fragen, ob ich sie etwa mit auf die Welt gebracht habe.

In allen Verhältnissen ist mir Eines geblieben, das ist die Natur. Und so wie in mir eine Fundgrube poetischer Dinge schlummert, die ihrer Auferstehung harren, so ist es vor Allem jenes unbesiegbare Naturgefühl, welches hervorbrechen wird als Individuum — bald — so hoffe ich; denn noch schweben die Manen und Gespenster jener früheren Zeiten um die Mauern und Wände. Die Amazonenschlacht ist mächtig genug; sie wird sich durcharbeiten, wenn ihre Stunde gekommen ist.«

Fortsetzung der Briefauszüge.

Erste Iphigenia. Pietà.

Mai 1861.

»Die uralte Geschichte lässt mir keine Ruhe. Nun — das Menschenherz sehnt sich immerdar und will seinen Ausdruck finden. Das ist es aber doch nicht, sondern der Bildhauer Cardwell hat Schneiderkünste geübt und mir ein griechisches Gewand zurecht gemacht, und dann habe ich ein Modell gefunden, das nicht übel für eine Iphigenie wäre. Du solltest nur die hohe Gestalt in den antiken Gewändern sich bewegen sehen! Ich bin das erstemal erschrocken zurückgewichen, weil ich glaubte eine Statue von Phidias vor mir zu haben. Da lässt sich in Eile nichts erreichen, es gilt Zeit und Beobachten. Wo finde ich das je wieder?

Eine grosse Iphigenie steht bereits da, nach langem Suchen entworfen bei Hagel und Sturm. Dann ist eine zweite vorhanden ganz anders, aber gleich bedeutend. Versetzen wir uns in die Situation: Die erste, ganz weiss gekleidet, tritt aus dem Walde und hält im Schreiten inne bei dem Anblick des Meeres. Sie ist momentan und herzgewinnend empfunden. Ganz einfache Leute fragten mich, was ich meinte, das sie sprechen möchte. Die zweite lehnt sich an eine Säule und ist versunken in den Anblick des Meeres und in Gedanken an die ferne Heimat.

Diese Aufzeichnungen sind jedoch einstweilen bei Seite gestellt, da ich zu grossen Reichthum an Stellungen habe und nur das nehmen möchte was die Situation erschöpft. Ein halb Dutzend Studienköpfe kann ich Euch schicken.«

»Die Pietà, welche weit gediehen ist, steht auch zur Seite. Man kann nicht zwei Herren dienen. Uebrigens ist dieses Bild auch in meinem Kopfe fertig bis auf den letzten Pinselstrich. So ist es immer wenn der Gedanke aus unmittelbarer Anschauung kommt. Ich habe die Maria gesehen und die übrigen Figuren sind hinzugetreten. Es wird ein feines, schönes Bild.«

Juni 61.

»Nun ist das Iphigenenräthsel gelöst. Der Gefühlszustand, welchen wir Sehnsucht nennen, bedarf körperlicher Ruhe. Er bedingt ein in sich Versenken, ein sich Gehen- oder Fallenlassen.

Es war ein Moment der Anschauung und das Bild ward geboren, nicht Eurypideisch, auch nicht Goethisch, sondern einfach Iphigenie am Meeresstrand sitzend und allerdings »das Land der Griechen mit der Seele suchend.« Was sollte sie auch anderes thun?«

Februar 1862.

»Ende dieses Monats ist das grosse Bild reisefertig. Ich habe bisher alle Sorgen, so gut ich es vermochte, hinter mich geworfen und so ist es mir gelungen die Gestalt hinzupflanzen in ihrer vollen Einfachheit, ohne alle

Sentimentalität, die ja den Griechen ferne lag und welche die Klippe ist, an welcher derartige Vorwürfe zu scheitern pflegen. Das wäre nun einmal ein Bild, mir aus der Seele gesprochen. Wie es weiter werden soll, weiss ich nicht. Hoffnung auf Ankauf habe ich keine, doch soll es zuerst in die Heimat. Auch dieses Bild ist ein Opfer auf dem Altar der Kunst. Es ist das grösste und beste, was ich bis jetzt gemalt habe. Soll sie wirklich kommen die Iphigenie? Sie braucht gute Augen und warme Herzen.

Ich war neulich in Lebensgefahr. Ein wildes Pferd ging mit mir durch, so dass ich den Weg einer Stunde in wenigen Minuten zurücklegte. Auf *ponte molle* konnte ich es zusammenreissen und brachte es im Schritt wieder herein. Es war ein eigener Eindruck als ich nachher in's Atelier kam, wo das grosse Bild steht, die Iphigenie, weiss, ganz weiss, auf das Meer hinausschauend.«

Herbst 1862.

»Die Pietà ist fertig. Ich darf wohl sagen, dass sie sich selbst gemalt hat. Ich schicke sie aber nicht fort, sondern will sie diesen Winter hier behalten und nächstes Frühjahr vor der Münchner Ausstellung noch einmal darüber gehen zur letzten Hand. Sie gibt Stimmung im Atelier und es reisen ja der Bilder genug: Hafis, Aretin, die beiden Kinderbilder, die Madonna, die Iphigenie und eine Unzahl Studienköpfe. Ich singe »Heil dir mein Vaterland!« Mein Tenor klingt ganz ausgezeichnet.

Nimm aber die Iphigenie zurück; ihre Toilette ist nicht für Reisen eingerichtet.

Die armen, irrenden Geister! Wann und wo werden sie Ruhe finden?«

»Die Iphigenie: Zu gross ist sie? Warum bin ich doch für die grosse Historie geboren worden! Der Schattenkopf gefällt nicht? Wie soll ich das Heimweh besser ausdrücken als durch Abwenden? O Gott! — Das Modell? das ist der Aerger Vieler. Nun, diese Frau hat wirkliches Kunstgefühl und kommt mit ihrer Person meinen tiefsten künstlerischen Ideen entgegen. Soll ich sie fortschicken? Lasse Dich's nicht beirren und glaube an mich.

Die Bilder
für die Galerie des Herrn Grafen von Schack.

Juli 1863.

»Ich habe Deinen Brief erhalten und bin wie neu geboren. Ich bin dem Geschick tief dankbar, dass die Pietà nicht reisen muss, sondern eine ehrenvolle Heimat in München erhält.

Gestern sind Zeichnungen, die seit 1857 geplante Francesca von Rimini, an Herrn Baron von Schack abgegangen.

Ich war die letzte Zeit sehr angegriffen. Der erste ungetrübte Erfolg seit mehreren Jahren, welcher sich zugleich auf die folgenden erstreckt, wird mir gut thun.«

Januar 1864.

»Ich fühle mich in Sicherheit und hoffe Gutes zu leisten, sowohl für meine jetzigen Aufgaben als für das was in der Zukunft dämmert; bin ich zufrieden?

Die Rastlosigkeit meiner Phantasie ist leider immer die süsse Qual, die an meiner Seele zehrt. — Glück ohne Ruh!« —

Januar 1864.

»Meine Sendung wirst Du erhalten haben. Es geht mir gut. Nur wurde ich nachgerade gewöhnt, dass die Freudigkeit, der Uebermuth fehlt, welchen ich sonst wohl für die Production nothwendig erachte; aber was willst Du? Ich bin jetzt Genremaler und werde mit weniger Begeisterung aber dafür mit desto mehr Vernunft auskommen können wie so viele Andere auch.

Das Gastmahl steht ganz im Hintergrund meiner Seele, von einem undurchdringlichen Vorhang verhüllt. Ich weiss nur, dass es da ist, sonst nichts.

Uebrigens bin ich mit der Nymphe und den badenden Kindern, die ich Herrn Baron v. Schack jetzt vorschlagen werde, in gutem Fahrwasser.«

Juni 1864.

»Die Bilder für Herrn von Schack sind nahezu vollendet. Ich arbeite doch mit grosser Liebe daran; es sind künstlerisch schöne Aufgaben und ich hoffe sie erschöpfend zu lösen. Neue Vorschläge will ich bei der Absendung machen. Bis jetzt weiss ich wohl eine Menge Gegenstände, aber keinen, der mir das Herz bis zur Production erwärmte. In der Kunst ist es wie in der Liebe. Es heisst Dieses oder Keines.

Uebrigens ordnet sich meine Existenz allmählich und aus dem himmelstürmenden Genie wird ein bedächtig friedlicher Maler. Wenn es Dir recht ist, soll's mich freuen!«

»Hafis am Brunnen ist lebensgross, ein glückliches Bild. Die Frauen steigen auf und ab, es ist kühl in der Schlucht. Die Kinder am Brunnen wachsen auch. Die Nymphe gedenkt nicht minder ein feines Bild zu werden u. s. w.«

18. März 1866.

»Ich habe am 6. d. selbst an Herrn Baron von Schack wegen des Gastmahles geschrieben. Nun soll die Sache ihren Lauf haben. Inzwischen war ich acht Tage in Neapel; es war nöthig, da ich mich wieder gemüthlich zu verkränkeln anfing.

Durch die stillen Strassen Pompeji's zu wandern, in die heiteren bemalten Häuser hineinzusehen, jetzt nur von kleinen Eidechsen bewohnt, flüchtige Durchsichten auf das Meer, der reinste Himmel, das schönste Gebirge der Welt, das sind Dinge, die sich unauslöschlich in's Herz graben. Bei meiner Rückkunft habe ich zu meiner grossen Freude unbewusste Anklänge davon in meiner Kunst gefunden.«

27. April.

»Meinen letzten Brief wirst Du erhalten haben; der Deinige mit der Antwort des Herrn von Schack ist heute eingetroffen. Ich habe eigentlich nichts Anderes erwartet und bin deshalb nicht ausser Fassung. Ich werde mir Mühe geben das gegenwärtige Verhältniss noch für ein Jahr aufrecht zu erhalten. Das Symposion beginne ich auf eigene Rechnung. Mit diesem Hintergrund heben sich auch alle kleineren Gedanken wieder.«

Fortsetzung der römischen Briefauszüge.

Erstes Gastmahl. Zweite Iphigenie. Orpheus.

Rom 22. Mai 1867.

»*Aut Caesar aut nihil.* Ersparen wir uns jede Auseinandersetzung der Verhältnisse. Ich habe in der letzten Zeit eine dämonische Thätigkeit entfaltet. Dass meine Erhebung mit der nationalen zusammen trifft, ist mir innerlich ein freudiger Triumph und da ich rasch und sicher in meinen Handlungen bin, so schliessen sich auch die kleineren Umstände an. Das verlorene Modell ist auf das Glücklichste ersetzt.

Was aber die Hauptsache ist: Die Aufzeichnung des Symposion ist in klaren sicheren Linien siegreich vollendet. Jetzt Vorhang vor und warten.«

Anfang October 1868.

»Das neue Atelier wird eingerichtet, ein kleines Marmorhaus nächst der Eisenbahn. Ich warte auf die gute Stunde. Die grosse Aufzeichnung steht, vom Vorhang verhüllt, an der Wand.

Ich fühle mich angegriffen. Kannst Du glauben, dass die Erfüllung des zehnjährigen Wunsches mich mehr ängstigt als sie mich freudig macht?

Wie sollte es anders sein, nach Dem was hinter mir liegt?«

2. December 1868.

»Das Symposion ist untermalt; einzelne Stücke schon ausgeführt.

Ich hoffe und glaube, dass darin der bekannte Wind des Genius weht, der uns wohl thut, und andern unbequem ist. Das Uebrige findet sich. Ich bin sehr angegriffen und aufgeregt.

Bei dem Gastmahl werde ich mich vorläufig ganz auf den linken, den classischen Theil des Bildes werfen. Wie anders — ach, wie anders würde es sein, wenn ich eine kunstliebende kunstgebildete Nation hinter mir hätte! Noch nie habe ich so deutlich als bei meiner Rückkehr gefühlt, dass ein Leben dazu gehört, um einen Quadratschuh mit Anstand auszufüllen.

Hier ist die hässliche Soldatenwirthschaft. Das Programm meiner Arbeit für die nächsten Monate ist übrigens beruhigender Natur. Das Ricordo, Van Dyk und seine Geliebte, ein unterweltlicher Orpheus, sind neue Gäste in meinem Kopfe. Die Zeiten sind haarsträubend interessant.«

Ohne Datum.

»Für einen Ersatz Deiner grossen Iphigenie ist bereits gesorgt. Die zweite Iphigenie, die ich neulich des Abends entwarf, ist bei Weitem nicht so gross wie die erste. Lasse die erste getrost ziehen, Du verlierst nichts dabei (15).«

»Der Orpheus wird seiner musikalischen Erzeugung hoffentlich Ehre machen (16). Eine neue kleine Amazonenschlacht spukt im Atelier; Studienköpfe, Skizzen, grosse und kleine, unter Anderem Medea auf der Flucht, Kreuzabnahme, Dante's Tod, Landschafts- und Meerstudien füllen die Atelier-

wände. Das Symposion steht ruhig und in grossen Zügen da, glaubhaft und wahr, in beglückender Sicherheit. Mir ist es als hätte es ein Anderer gemalt.

Was mich selbst betrifft, so bin ich sehr herunter. Die letzten Tage unwohl, faule Todesgedanken! Die Strapatzen der letzten Monate waren sehr gross. Ich habe Heimweh. Was sind alle Plackereien gegen ein gutes Wort zur rechten Stunde.«

Ohne Datum.

»Habe mich abermals aufgerafft. Die Menge meiner Productionen stört nicht, weil immer die eine der andern hilft. Meine Productivität ist ohne alle Sentimentalität.

In Folge eines prachtvollen Ateliers arbeite ich mit grösster Leichtigkeit. Ich bin wieder wohl und heiter.

Hinzuzufügen ist, dass ich das Ricordo für Herrn Baron von Schack glücklich herausgerissen habe. So ist auch dieses geordnet. Orpheus ist lebensgross in voller Wirkung. Ich war heute selbst verblüfft als ich in's Atelier kam. Die zweite Iphigenie wird — Dir darf ich es ja wohl sagen — eine wirkliche Perle werden.

Die Arbeiten dieses Winters gehen fast über mich hinaus. Es ist eine sanfte selige Macht, die mir zuweilen die Hand führt. Die Bilder haben ihren eigenen Willen und wenn sonst nie, folge ich hier gerne.«

24. Januar 1869.

»Vorgestern habe ich die Iphigenie vollendet. Ich vertraue Dir sie später an und hoffe sie einst im eigenen Gartensalon zu besitzen. Das Bild ist voll holder Schwärmerei, so dass man lange davor sitzen kann.«

»Heute den 16. April 1869 habe ich meinen Namen unter das Symposion geschrieben und eine Flasche Champagner getrunken.

Ich reise den 25. ab und telegraphire von München aus. Lasse Dich an der Eisenbahn finden mit einem Etui von Kochenburger, angefüllt mit anständigen Cigarren. Lorbeern brauche ich nicht.«

Medea. Urtheil des Paris.

25. October 1869.

»Ich bin in Arbeit an einem grossen Bilde, welches ich bereits seit sechs Jahren in der Seele trage und das sich durch verschiedene Perioden seines Daseins in meinem Kopfe allmählich bis zur Reife hindurch gearbeitet hat, nachdem es eine Reihe von Skizzen in Kreide, Aquarell und Oel glücklich passirt ist. Ich wünsche es nach Karlsruhe zu schicken; ein anderes steht im Entwurf, mit welchem ich zum drei- oder vierundzwanzigstenmal in Berlin anklopfen will. Weiter mag ich nicht sprechen. Sei des Erfolges sicher.«

November 69.

»Medea vor der That, Medea nach der That, Medea auf der Flucht am nächtlichen Meeresstrande, Medea als liebende Mutter, als mörderische Furie, im Schlaf, im Wachen, in Reue und Leid!

Das ist nun wieder ein Gegenstand, in den ich mich so zu sagen verbissen habe, von dem ich nicht loskomme.

Am meisten dramatisch wirkt, glaube ich, unter all' diesen Versuchen eine Skizze, auf der Medea als Flüchtende dargestellt ist, in Nacht und Sturm am Meeresufer, die aufgelösten Haare im Winde flatternd und einen Knaben an der Hand führend.

Dramatisch, ja dramatisch ist am Ende jede Einzelscene; ein Historienbild soll aber in einer Situation ein Leben darstellen, es soll vor- und rückwärts deuten und in und auf sich selbst beruhen für alle Ewigkeit. Alte Geschichten, die jeden Tag neu werden!

Nun Du weisst, dass die abgeklärte, die wirkliche grosse Medea jetzt auf der Leinwand steht. Alle kleinlichen Gedanken, die wie eine Sündfluth über mich hereinbrechen wollten, habe ich hinter mich gelegt. Ich und mein Genius, das ist das Nächste. Wie sollte es auch sonst werden? Alles was die Menschen dem Künstler als Hochmuth und Selbstüberschätzung auslegen, was ist es denn anders als Arbeitskraft und Arbeitsfreude; und wie sollte man ohne diese Etwas zu Stande bringen, welches Andern Kraft und Freude geben könnte?

Meine Vergangenheit war eine Kette kleinlichsten Hereinhackens, Dareinredens, Abhaltens. Dies hat jetzt aufgehört. Ich gehöre nur noch meiner Kunst «

Schöpfungsgeschichte der Medea.

Januar 1870.

»Ristori, Porto d'Anzio, Ruderknechte, dazu Meeresglanz und Wogendrang, alle die holden und stürmischen Töchter des alten Nerens, ein Bischof in weitem Bade-

mantel auf einem Felsblock sitzend, der in ahnungsloser Unschuld die Amme darstellte, endlich mein Modell — was braucht ein mit Poesie zum Zerspringen angefüllter Künstlerkopf mehr zum Schaffen?

Wenn der geistliche Herr mit seiner Toilette fertig war, kam er wohl näher mir zuzusehen; und brach dann eine Sturzwelle brausend und schaumspritzend über das flache Ufer herein, dann tänzelte er mit seinen violetten Strümpfen flink von einem Stein zum andern, um sich vor Nässe zu retten.

Es ist eine Lust im küntlerischen Schaffen sich mit der Natur Eins fühlen!«

»Das heiterste Bild, welches ich in meinem Leben gemalt habe, ist das Seiten- oder Gegenstück zur Medea. Woher — wohin — weiss ich nicht recht zu sagen. Aus der Pistole geschossen, ein plötzlicher Einfall, geschichtslos, absichtslos, ohne mühseliges Studium, aus meinem Kopfe auf die Leinwand geflossen, ein sanfter, warmer Strom, unmittelbar und ungesucht.

Ich hatte mich über die Aufnahme der Medea in Baden gegrämt; daraus ist in gesundem Rückschlag das Urtheil des Paris entstanden, welches meine gute Laune so gründlich hergestellt hat, dass ich für lange Zeit gefeit bin. Mir will es vorkommen, als sei das Bild unwiderstehlich; Andere werden es unausstehlich finden. Was thut es? Ich war heiter bei der Arbeit. Der Maler Ferdinand Keller kann es bezeugen, er hat den Ziegenbock des Paris gemalt.«

Amazonenschlacht. Zweites Gastmahl.

December 1870.

»Sei so gut mir die Einnahme von Paris umgehend telegraphisch zu melden, damit ich der Erste bin, der die Fahne heraussteckt.

Mir geht es ausgezeichnet. Eine Rose vor mir im Wasserglas — für anderthalb Franc im Monat täglich eine frische — sitze ich behaglich in meinen wohlbekannten Zimmern, die so angenehm zum Denken sind. Wir haben Wiener Bier, Zeitungen, Musik, anständige ernste Menschen, Militairs und Civilisten zur Gesellschaft; wenige Fremde. Die Luft ist rein und es lebt sich angenehm. Was die Deutschen an mir gesündigt haben, soll man mir nicht ansehen.«

»Ich liebe mein Vaterland, obgleich ich ihm nichts zu danken habe und ich hasse ehrlich und von Herzen alle Diejenigen, welche mich, sei es in böser Absicht oder aus Unverstand verhindern wollen, das mir von der Natur vorgesteckte Ziel zu erreichen. Wenn ich glaubte mich nützlicher zu machen indem ich meine Glieder den Kugeln der Franzosen preisgebe, so würde ich es sorglos und ohne Säumen thun. Es ist immer gut zu wissen für was man stirbt, wenn man nicht weiss für was man leben soll. Ich glaube aber, dass mir für die richtige Todtschlägerwuth einiges Talent abgeht, wahrscheinlich aus Respect vor der Natur, da es mir sonst an Muth und Galle nicht gebricht.«

Abermals December 1870.

»Am ersten Januar beginne ich die Amazonenschlacht. Nach deren Aufzeichnung zu gleicher Zeit das zweite Gastmahl, in welchem alle Sünden des ersteren zu Tugenden werden sollen. Erstere ebouchire ich frei, vorerst ohne Natur; bei Letzterem ist die Photographie ein herrliches Knochengerüst in mathematischer Richtigkeit, und ich kann im Uebrigen Geist und Phantasie frei walten lassen. So z. B. werde ich mit Hilfe des Vergolders den Rahmen selbst malen: Kinder, Blumen, Früchte, Thiere, Masken, grau in grau auf Goldgrund. Die Halle wird mit Blumen geschmückt, die Wände mit Gold, der Boden Mosaik.

Ich thue was ich kann, erwarte wenig von der Welt — wie sollte ich anders? — und meine Gegner, noch mehr meine zweifelhaften Freunde, denn ich habe deren leider, werden einen ernsten, stillen Mann an mir finden.«

Februar 71.

»Vorgestern ist die Leinwand zum Symposion eingetroffen. Fünf Mappen Handzeichnungen enthalten über 200 Blätter. Allein 54 habe ich für die Amazonenschlacht gemacht, in zwei Monaten wird die obere Hälfte des Bildes fertig sein.

Du wirst inzwischen zwei grössere und zwei kleinere Bilder erhalten, gerollt in einer Kiste. Empfange die zweite Iphigenie, die jetzt endlich kommt, mit Achtung, sie ist es werth. Auf dem Medeenstudienbild sieht man zwar die Kinder nicht, aber doch den Dolch zur Beruhigung des Publicums.«

Herbst 1871.

»Fortan kann ich nur wenig schreiben, etwa drei Worte, die mein Wohlsein melden. Ich bin in einer Riesenarbeit begriffen, die alles Andere ausschliesst. Die Amazonen-

schlacht steht untermalt und das zweite Symposion ist am Punkt — *sans comparaison* — gewappnet aus meinem Hirn zu springen. Ich brenne vor lichter Begeisterung!«

Ein Jahr später. 21. November 1872.

»Vorigen Dienstag den 19. November habe ich den Namen unter die Schlacht geschrieben. Das Bild ist gemacht. Schluss dieses Monats und der ganze December ist dem Symposion geweiht, welches auf gleiche Höhe gebracht werden soll. Die beiden Gemälde stehen einander gegenüber und repräsentiren einen Complex von nahezu hundert Figuren. Es ist doch der Mühe werth, dass ich gelebt habe und lebe.

Januar und Februar wird ein Abschiedsspaziergang unternommen zur letzten Vollendung. Ich habe die Untermalung des Amazonenbildes in vierzig Tagen vollendet und bin so frisch wie am ersten Tage.

Abermals stehen einige Bilder zur Absendung bereit, doch kann ich mich nicht zur Verpackung entschliessen. Eine schlafende Medea, hoffentlich die letzte, deren grausiger Traum sich auf der Urne spiegelt und ein feines Modellbild »Am Strande«. Der Kopf der Medea scheint mir erschöpfend. Das zweite Bild könnte eine andere Iphigenie sein. Man sagte mir, es fehlte der Strohhut; daran habe ich nicht gedacht. Auch die Schuhe waren nicht richtig!

Gleich nach Ostern werde ich eintreffen. Ich möchte diesmal in Baden-Baden ausruhen.

Liebe Mutter, denke an mich als an Einen von Gott und allen Göttern Begnadigten!«

Wien.

Durch Vermittlung des Directors des Oesterreichischen Museums in Wien, Herrn Hofrath von Eitelberger, ward ich als Professor der Specialschule für Historienmalerei an die Akademie nach Wien berufen und folgte diesem Rufe mit Beginn des Sommers 1873.

Der Abschied von Rom wurde mir schwer und doch war mir die Veränderung nicht unerwünscht. Das stete Wandern von Rom nach Heidelberg und von Heidelberg nach Rom und das Hin- und Herschicken meiner unverkauften Bilder auf Kunstausstellungen erschien mir allgemach eintönig und langweilig. So hiess ich die neue Wendung, wenn auch mit getheilten Empfindungen, doch willkommen. Rom war mir dabei nicht verloren, denn ich hielt mein dortiges Atelier noch für zwei Jahre fest. Es war angefüllt mit Bildern, Skizzen, Zeichnungen — ein kleines Museum — und der Gedanke an diese Kunstheimat erleichterte mir den Uebergang in die noch unbekannte Welt.

Ich trat die Wiener Stellung mit einem ernsten Zeichen an. Das Mene Tekel ward mir mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben durch den Tod meiner lieben Schwester am 9. März 1873.

Wenige Monate darauf traf ich in Wien ein, mit viel gutem Willen, wenig Erwartungen, ohne Vorurtheil, und bereit die Dinge zu nehmen wie sie sich geben wollten. Es war dies leichter gedacht als gethan und ich gestehe, dass es mir heute schwer wird über jene Zeit Rechenschaft abzulegen. Mein bisheriger Plan, nur über künstlerische Dinge zu schreiben, wird dabei etwas beeinträchtigt werden, weil damals die Berufsinteressen und das gewöhnliche Tagesleben sich öfter und schärfer kreuzten als dies in meinen früheren Verhältnissen der Fall war.

Die grossartige und geräuschvolle Umgebung, die mich an Paris erinnerte, gefiel mir nicht übel und drückte mich nicht im Mindesten. Ich fand mich leicht zurecht; auch der Tumult der beginnenden Weltausstellung schien mir nicht verwirrend. Ich besorgte alles Nöthige ohne Hilfe allein, so wie ich es gewohnt war. Mein Einzug war sehr still, sehr bescheiden, man hatte nicht Zeit, sich um mich zu bekümmern; das war mir recht. Das damalige historische grässliche Wetter focht mich nicht an.

Ich besuchte das Belvedere und die Catharina Cornaro, von deren Ausstellung im Künstlerhaus ich durch Riesenaffichen an den Mauern schon beim Einfahren unterrichtet wurde. Für mich persönlich waren die Schülerarbeiten an der Akademie das Wichtigste, weil sie das Mass meiner eigenen Wirksamkeit bedingten.

Da das akademische Semester schon ziemlich vorgerückt war, hatte ich sehr bald Gelegenheit, der sogenannten Schulausstellung beizuwohnen, die überaus dürftig und kläglich ausgefallen war, so dass meine Hoffnungen fast bis auf Null

herabsanken. Von den zahlreichen Schüleranmeldungen nahm ich acht bis zehn an, um mit dieser Zahl die Schule zu eröffnen. Da die Räume der alten Akademie für die gehörige Anzahl von Schülerateliers nicht ausreichten, so wurden die fehlenden miethweise in entlegenen Stadttheilen beschafft. Es war dies eine Einrichtung, welche mich zu stundenlangen Kreuz- und Querfahrten verurtheilte; schlimm genug für den kommenden Winter.

Je bescheidener die Erwartungen waren, mit welchen ich den Unterricht begann, desto überraschender gestaltete sich alsbald der Erfolg. Ich fand wirkliche Talente in meiner Schule und kann mir den plötzlichen Aufschwung derselben nur daraus erklären, dass meine Schüler in mir einen Lehrer fanden, welcher, wenn auch selbst nicht mehr jung, doch jugendlich zu fühlen verstand und durch sein eigenes Beispiel im Schaffen den Schülern voraus ging. Von Professorenwürde hatte ich freilich keine Spur an mir, allein, wenn dies ein Mangel war, so wurde er ersetzt durch das warme Interesse, welches ich selbst sofort empfand und das durch die Achtung und Anhänglichkeit, durch den Lerneifer meiner Schüler reichlich erwidert ward.

Wenn dies hätte so fort gehen dürfen, so würden wir im goldenen Zeitalter gelebt haben. Ich kann mit aller Wahrheit sagen, dass die Liebe und Ergebenheit, deren ich mich in meiner Schule zu erfreuen hatte, der einzige ungetrübte Lichtpunkt in meinem Wiener Leben gewesen ist. Ich hatte bis dahin keine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Verhältnisses in unserer Zeit. Die Schule war sogar das Einzige, vor dem ich stets eine gewisse Scheu empfand. Ich glaubte nicht entfernt daran Lehrtalent zu besitzen; und nun wandten sich die Dinge so, dass meine Correcturstunden mir die reinste Befriedigung gewährten, ja mich glücklich machten. Es ging mir Alles leicht aus dem Kopfe und von

der Hand, als wenn ein längst Vorhandenes, in mir selbst bisher Gebundenes plötzlich gelöst und frei geworden wäre. Meine Schüler waren mir wie jüngere Brüder; das Band einer gemeinsamen Genossenschaft machte sich in kürzester Zeit fühlbar.

Es war hier Etwas im Entstehen begriffen, das zu dem Schönsten, Edelsten, Fruchtreichsten hätte heranreifen können, was das Kunstleben überhaupt hervorzubringen im Stande ist, wenn man uns Zeit gelassen hätte.

Die Begeisterung der jungen Leute, ihre wachsenden Fortschritte, die sich in den folgenden Schulausstellungen zeigten und in Folge dessen die freundliche Anerkennung von Seiten des Ministeriums, erweckten mir vielleicht Gegner, oder diese waren schon früher vorhanden gewesen; genug, ehe ich mich dessen versah, stand ich einer feindlichen Phalanx gegenüber, von der ich bis jetzt nicht die geringste Ahnung hatte.

Die Ausstellung meiner beiden grossen Bilder, »Amazonenschlacht« und »zweites Gastmahl«, von welcher ich thörichter Weise einen günstigen Erfolg hoffte, sollte mich aus dem Traume erwecken. Es brach ein Sturm über mich los, der mich wenigstens über die Bedeutung der Bilder beruhigen konnte. Ich setzte mich nicht zu Tische ohne Spott- und Hohnkritiken, ohne Carricaturen — leider waren sie immer schlecht — neben meinem Couvert zu finden, und ich legte mich nicht zu Bette ohne von den Dachtraufen meine Niederlage erzählen zu hören.

Eigentlich hatte die Geschichte auch ihre komischen Seiten, und ich trug die Verunglimpfung, welche hauptsächlich die Amazonenschlacht traf, mit leidlichem Humor, um so mehr als Ministerium und Schule sich nicht beeinflussen liessen.

»Das ist so bei uns in Wien«, sagte man mir zum Troste und ich liess es mir gesagt sein. Als später die beiden Werke in Berlin bei Sachse ausgestellt und mit Schweigen empfangen und verabschiedet wurden, war mir dies empfindlicher.

Die indessen von dem Ministerium angebahnten Verhandlungen über die Bestellung der Plafondgemälde für den glyptischen Saal der neuen Akademie nahmen lange Zeit in Anspruch und verursachten mir bei ihrem endlichen Abschluss durch das unbegreifliche Verfahren einer Wiener Finanzbehörde sehr peinliche Schwierigkeiten, bei welchen ich mich, wie es scheint, so ungeschickt benahm, dass man mir nachträglich das Schlimmste erzeigte, was man einem ehrlichen Menschen zufügen kann, indem man mich für geisteskrank ausgab.

Es liegt in diesem Vorgang ein verhülltes Etwas, dem näher zu treten, ich kein Verlangen hege. Da ich weder zu wenig noch zu viel sagen möchte, und die Berührung mir überdies Schmerz verursacht, so schweige ich gerne da, wo nicht mehr zu helfen ist (17).

Körperlich war ich allerdings angegriffen und insoferne reizbarer und aufgeregter, als es für meine Stellung heilsam war. So Etwas pflegt indess leidenschaftlichen, künstlerisch begabten Naturen zuweilen zu begegnen, auch ohne Verrücktheit, es müsste sonst ein guter Theil unserer Kunstelite in's Irrenhaus gehören.

Man denke sich: Nahezu siebenzehn Jahre in Rom, dem ruhigen, stillen, für ideale Schöpfungen fruchtreichsten Boden der Welt, in Einsamkeit und unumschränkter Freiheit, ferne vom Tagestreiben des modernen Lebens, den Kopf erfüllt von Götterbildern und poetischen Combinationen — und nun plötzlich in die bunteste und bewegteste der modernen Weltstädte gestürzt — nicht als harmloser, genussfähiger Zuschauer, sondern als pflichtmäsig betrauter Berufsmann, in

einer absonderlich schwierigen Stellung, fremd, unerfahren, mit einem ungeduldigen, leicht verletzlichen Naturell begabt! —

Ich hatte viel zu lernen und viel zu vergessen, war des guten Rathes bedürftig und leider ohne Neigung denselben einzuholen oder zu befolgen. Ich kannte die Deutschen, Nord- und Südländer, die Italiener und Franzosen, aber das Wiener Leben war mir fremd; doch erschien es mir heiter, anregend, ich fand — oder ich glaubte Freunde zu finden, die Schule blühte. — Es hätte Alles gut werden können, wenn nicht kleinliche, hässliche Kämpfe mir den Boden geraubt hätten, ehe ich festen Fuss fassen konnte.

Man sagte mir: »Sie sind nicht *en vogue*«, es ist ihre eigene Schuld.

»Um in Wien Glück zu machen muss man ein Wiener werden.«

»Eines können sie« (die Wiener nämlich) sagte mir ein angestellter Herr, als ich ihm Einiges über meine neuesten Erfahrungen mittheilte; »trätzen können's.«

Das Hervorheben des Temperamentes ist im Allgemeinen bei den Oesterreichern auffällig. Was mich betrifft, so hatte ich Ursache die Gemüthlichkeit der Wiener zuweilen etwas ungemüthlich zu finden.

Scherz bei Seite. Ich habe vollständig begriffen, dass ein Lessing oder Göthe in Oesterreich unmöglich gewesen wäre; selbst dem bescheidenen Grillparzer hat man den Lorbeer erst auf das Grab gelegt. Aber Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, die waren doch möglich?

Es ist in Wahrheit eine Fülle von Kunsttalent hier vorhanden, auch für die bildende Kunst; nur dass diese letztere leicht in Nebendingen stecken bleibt. Stoffe, Meubles, künstliche Lichteffecte werden vorwiegend als Hauptsachen behandelt. Für den Menschen, wie ihn Raphael und Michel-Angelo empfunden haben, ist kein Verständniss vorhanden.

Man glaubt in Wien Kunststyl zu haben, weil man verschiedenen Stylen die Pforte öffnet und doch krankt man an gewissen altmodischen Traditionen, die weniger der Sache als einem eingewurzelten Personencultus angehören. Es existirt neben der Ueberschätzung mancher noch lebender Koriphäen eine veraltete Conventionskunst, die sich in ihrer Unnatur von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ohne durch die Verbreitung weniger intensiv zu werden. Sie ist zur Zeit vorzugsweise in Wien heimisch und wie es eine »Gräcomanie« gibt, so möchte ich sie die Rahlomanie nennen. Sie nimmt neben dem Makartismus verhältnissmässig einen kleinen Raum ein und ist doch, wie ich leider aus Erfahrung weiss, ziemlich einflussreich.

Eine ernste, auf grosse Anschauung im historischen Fach gegründete Richtung ist nicht vorhanden und ich darf nicht zweifeln, dass ich in solchem Sinne nach Wien berufen wurde. Mein erzwungener Abgang ist mir um so schmerzlicher, da ich aus Erfahrung weiss, wie sehr die dortige Künstlerjugend, bei unleugbarer Begabung, gerade einer solch' strengen, gesetzmässigen Anleitung zugänglich ist. Ich hatte gehofft allmählich in meinen Beruf hineinzuwachsen und das zu leisten was man von mir erwartete. Es sollte nicht sein; das Verhängniss war in Sicht!

Bis zum Schluss des Winters 1875 war ich beschäftigt meine Bilder, Amazonen und zweites Gastmahl, für die Ausstellung in München vorzubereiten; desgleichen malte ich die erste Skizze zum Titanensturz und brachte die vordere Gruppe der Deckenbilder, Prometheus, Venus, Gäa und Uranos auf einen ziemlichen Grad der Vollendung.

Es geschah dies gegen den Frühling mit zu grosser Anstrengung, denn ich erkrankte während der Arbeit und verliess Wien erst als ich fühlte, dass der fernere Kampf gegen mein Uebel fruchtlos sei. Einen Tag später vielleicht und

ich hätte meinen Einzug in das Wiener Hospital gehalten. Es hatte sich Gelenkrheumatismus und eine schleichende Lungenentzündung zugleich ausgebildet und ich erreichte die Heimat als todtkranker Mann.

Die letzten Tage und Nächte und die sechzehnstündige Reise werde ich nie vergessen.

Und nun genug! Wer Wien kennt und mich kennt, der mag zwischen den Zeilen lesen, was ich mit oder ohne Absicht übergangen habe.

Mir selbst aber ist es bei diesem Abschluss ein Bedürfniss meinen wenigen treuen Freunden in Wien zu danken und meine Schüler zu grüssen. Ob diese Worte ihnen je zu Gesicht kommen werden, kann ich natürlich nicht wissen.

Mittheilungen aus den Wiener Briefen von 1873 — 1876.

(Die Weltausstellung betreffend).

»Nun die Verwirrung sich gelöst und das Wetter Vernunft angenommen hat, ist der Eindruck schon ein grossartiger. Die alten prächtigen Bäume sind mir freilich immer das Liebste.

Was die Gemäldeausstellung betrifft, so hat mich zuerst der seifige Terpentingeruch gestört, der wohl von der Feuchtigkeit herrührt. Nach Allem und Allem bin ich eigentlich froh, dass man für meine grossen Leinwanden keinen Raum gefunden hat. Ich habe Bilder gesehen — die Namen mündlich — über die ich wirklich erschrocken bin. Rahmen, so breit als mein Regenschirm lang ist, oder altarmässig

aufgetackelt; darin Farben, wie man sie an Glasgemälden gewöhnt ist. Ein grosser Cabanel — unmöglich! Die grossen Courbet's — unbegreiflich! Dann glaubt man wieder verputzte alte Gemälde zu sehen, absichtsvoll in Farbe und Zeichnung, mit bekannten Namenszügen.

Die Belgier sind die schlimmsten. Was compacte Darstellung betrifft, wie mir scheinen will, einige Franzosen weitaus die Besten. Pecht sieht zu sehr durch die patriotische Brille, eine Gewohnheit, die in der Kunst der Gerechtigkeit zuwiderläuft. Viele Deutsche haben etwas — wie soll ich sagen — Dünnes, Buntes, auch theilweise Gesuchtes in den Sujets.

Einzelnes Gutes und Schönes findet sich wohl bei näherem Studium, aber es kann, wie dies häufig das Schicksal der bescheidenen Schönheit ist, in der Masse des Mittelmässigen nicht zur Geltung kommen.

Im obersten Stockwerk des letzten Saales, neben einer bengalisch beleuchteten Landschaft, fand ich meine Iphigenie, die — Du kannst Dich beruhigen — trotz der absichtlich schlechten Ausstellung — in ihrer Einfachheit einen schönen und würdigen Eindruck macht.

Im Künstlerhaus hat Makart ausgestellt. Schon unter dem Portal, von der Marmortreppe aus, sieht man die Catharina leuchten. Der Zuschauerraum ist durch schwarzes Tuch ganz verdunkelt, so dass das Oberlicht haarscharf wirkt. Das Bild müsste durch die raffinirte Aufstellung, selbst wenn es schwach in der Farbe wäre, immerhin eine magische Wirkung erreichen. Rechts und links exotische Gewächse.

Ich habe mich eines niederschlagenden Eindrucks nicht erwehren können, wenn ich bedachte, dass zwanzigjähriges Kämpfen und Ringen einen Menschen innerlich aufreiben

muss, während einem Andern, mag er mehr oder weniger Talent haben, vergönnt ist, rasch zur runden und vollen Erscheinung zu kommen. Dennoch möchte ich hier nicht auf einen Tausch eingehen. Mit brillanter Farbe die Unkenntniss des menschlichen Körpers bedecken ist auch keine Freude. Mein bescheidenes Glück ist, dass meine Figuren Füsse haben zu stehen und zu gehen und Hände um Etwas anzufassen.«

Selbstkritik.

»In meiner Kunst war ich bis jetzt zu einfach, wie ich jetzt wohl einsehe. Daran ist die fortwährende Stilübung Schuld, das Unwesentliche fortzulassen; dann die Einsamkeit in Italien, wo nur Himmel und Meer glänzen und die Seidenmanufacturen in zweiter Linie stehen; endlich die Gegenstände meiner Bilder selbst, bei welchen die menschliche Form wichtiger erschien als die besten Schneiderkünste.

Demungeachtet könnte hie und da Etwas, wie man mit dem Kunstausdruck sagt, virtuoser sein, ohne dass die grosse Fassung darunter leiden würde. Das lässt sich ändern. Weshalb auch nicht?

Die Wahrheit zu sagen, war ich nie so heiter und fröhlich wie jetzt. Was habe ich mich zu sorgen? Glück und Gelingen liegen in meiner Hand; Talent und Stellung habe ich. Diese Woche geht es an die Arbeit. Die Weltausstellung besuche ich nicht mehr; meine Welt ist anderswo. Die Schüler sind bei mir gewesen; wir freuen uns Alle auf den Beginn des Semesters. Mit den Professoren allen stehe ich auf herzlichem Fusse, wie sich dies von selbst versteht.

Einige Abende in der Woche treffe ich einen Kreis, der so ziemlich Alles einschliesst, was sich auf dem geistigen Tummelplatz der grossen Stadt umtreibt: Gelehrte, Literaten und Journalisten, Musiker, Dichter, Schauspieler. Was andern Tages die Wiener Blätter füllt, wird hier besprochen und oft auch niedergeschrieben. Das ist etwas Neues für mich und interessirt mich. Die Herren von der neuen Presse sind mit dabei.

Ich fange an eine Art von leisem Heimatsgefühl zu spüren.«

Ausstellung der Amazonenschlacht im Künstlerhaus.

»Man sagte mir, dass vom Professor bis zum Hausknecht herab sich Alle über mein schlechtes Bild lustig machten. Es wurde mir dieses mit vieldeutigem Lächeln verkündet.

»Das ist so in Wien.«

Der österreichische Kunstverein, bei dem ich wegen Mangel an Raum nicht ausstellte, das Künstlerhaus, in welchem ich des Oberlichtes wegen ausstellte, die Anhänger Makarts, denen ich unsympathisch, die Nachfolger Rahls, welchen ich unbequem bin, die Altösterreicher, welche die Fremden hassen u. s. w., diese ganze Gegnerschaft ist, nach einem sonnigen Tag, im Dunkel der Nacht aus dem Boden gewachsen. Ich für meine Person bin an dergleichen Dinge hinreichend gewöhnt, um leidlich ruhig darüber hinweg zu sehen. Nur für meine Schüler thut es mir leid. Wie kann ich es verantworten sie auf meinem Wege weiter zu führen?«

Juli 74.

»Inzwischen hat die Schule sich wacker gehalten und nach allen Seiten gesiegt. Wir haben eine höchst erfreuliche Ausstellung. Die ehrliche Anhänglichkeit der jungen Leute entschädigt für Alles.

Das Lästigste in Wien ist für mich jetzt nur der unaufhörliche Sturmwind und Strassenstaub, der mir Beschwerden verursacht. Früher soll es noch gefährlicher gewesen sein wegen der vielen Gründer und Cassierer, die sich tagtäglich aus den Fenstern herabstürzten. Dies hat nun nachgelassen.

Deckenpläne habe ich bereits vier verschiedene gezeichnet. Hansens Entwurf liegt neben mir; sehr zierlich. Er könnte auch einem Wartsaal erster Classe angehören. Achtzehn kleine und ein grosses Rondell, in das nur der Helios ohne Horen hineingeht. Was mich betrifft, so halte ich an den Titanen fest. Der Sturz ist voll malerischer Motive und schön in der Linie; ich habe es immer gewusst.«

Beschreibung des Mittelbildes
Sieg der Cultur über die rohen Naturkräfte.

(Erster Entwurf).

»Oben in Gold und Purpur schleudert Zeus seine Blitze, beschirmt von allen streitbaren Göttern des Olymps. Kampf des obersten Titanen mit dem Adler. Jäher Sturz kopfüber auf der linken Seite; rechts thürmen die Titanen Felsblöcke übereinander. Unten nächtliches, anbrausendes Meer, klagende Weiber, Todte, Verwundete, im Wasser Leichen, ungeheuerliche Fische mit aufgesperrtem Rachen, rechts Poseidon mit wild sich aufbäumenden Rossen und jugendlichem

Wagenlenker, erlegt eine Hydra mit dem Dreizack; Hermes, der lachende Götterbote, bringt Botschaft von oben. Dunkler Himmel, Rauch, Brand, an allen Ecken. Der leibhaftige Hesiod!«

Wien, Mai 1875.

»Oberbaurath Hansen hat mich heute in dem neuen Akademiebau herumgeführt bis zum Giebel. Im October meint er mir ein grosses Atelier einrichten zu können. Er räth mir einstweilen mit den kleineren Nebengruppen zu beginnen. Ich möchte es eigentlich nicht, weil das grosse Mittelbild den Massstab für den Rest geben sollte; wenn es aber nicht anders geht, so muss ich mich fügen.

Der Saal ist schön. Dreissig Marmorsäulen, nicht zu hoch, nicht zu niedrig, intim und prächtig zugleich. Man kann sich nichts Harmonischeres denken. Mein Mittelstück ist glücklich erdacht.

Wenn es mir gelänge, wollte ich gerne sterben; es wäre genug für ein Menschenleben.«

Ohne Datum.

»Der hinkende Bote kommt nach. Auf meine Berechnung folgte das Angebot eines Preises, welcher denjenigen eines Makart'schen Bildes nicht erreicht, und es handelt sich hier um nahezu hundert überlebensgrosse Figuren auf neun Bilder vertheilt. Nehme ich an, so bin ich in drei Jahren ein ruinirter Mann, wenn ich überhaupt noch lebe. Lehne ich ab, so lege ich ein Armuthszeugniss ab. Sie werden sagen, dass ich der Aufgabe nicht gewachsen bin.«

Ein Brief von Rom.

(Ferienreise 1875.)

»Gottlob, ich stehe nach hässlichen Kämpfen wieder auf meinem Boden, ein zweiter Antäus. Der Erste hatte wenigstens einen Herkules, der ihn erwürgte; ich verblute mich an Nadelstichen, gegen die ich mich nicht wehren kann.

Ich bin, wie ein anderer, zerschlagener jedoch berühmterer Wandersmann, schlafend, zwar nicht in Ithaka aber in Rom angekommen. Es ist mir als wäre ich nie fortgewesen und ich freue mich, durch die zwei Jahre in Wien nichts eingebüsst zu haben von dem, was mir als festes Eigenthum in der Seele liegt.

Rom ist sehr bescheiden. Die Schönheit der Menschen ist mir als eine ganz neue aufgefallen. Sie ist, im Verein mit der plastischen Sprache und einer naiv harmlosen Art sich zu geben, rein erfreulich. Ich sehe meine alten Freunde und empfinde fortwährend eine innere Heiterkeit, wie es draussen nicht möglich ist.

In Wahrheit genügen stets nur wenige Tage, um mein ganzes Wesen zu verändern. Ich bin mir über Vieles klar geworden, was mich bis jetzt dunkel bedrängte. Es ist wie ein stiller Friede über mich gekommen. Ich habe die Bitterkeit des letzten Jahres schon verschmerzt. Ohne Opfer geht es in meiner Kunst nicht ab und ich bin bereit Opfer zu bringen bis an das Ende, wenn ich sie nur rein erhalten kann.

Das heisst, wirst Du sagen: »Ich mache den Plafond?« Natürlich!«

Wien, December 1875.

»Ich bin auf Oberbaurath Hansens Rath an den Nebengruppen der Deckenbilder beschäftigt, Prometheus, Venus und die andern. Die grosse Titanenskizze ist in zwölf Tagen gemalt und gut ausgefallen. Amazonen und Gastmahl müssen für die Münchner Ausstellung neu übergangen werden. Es ist fast zu viel.

Der Winter ist sehr schwer. Anstrengung, Erkältung, Aerger! Die langen Fahrten in die Schülerateliers thun mir weh. Doch ist es dies nicht allein. Es ist eine neue Verfolgungsdecoration in Scene gesetzt, die zu dumm und unerträglich ist, als dass ich heute darüber schreiben möchte. Sie wird aber wohl ihren Zweck erfüllen. Nächstens mehr.«

Ende März.

»Vorgestern waren alle Schüler bei mir, um die neuen Arbeiten zu sehen. Wie glücklich könnten wir sein, wie schön wäre die Welt, wenn — — —

Gesundheit total alterirt. Ich reise in den ersten Tagen. Wahrscheinlich 1. April. Werde wohl nicht nach Wien zurückkehren. Erschrick nicht über mein Aussehen. Es wird bald besser werden.«

Nürnberg 1877.

Ich schreibe in Nürnberg, wo wir uns im Sommer 1876 niedergelassen haben, und ich werde mich kurz fassen, um meiner erzwungenen schriftlichen Liebhaberei — arbeiten kann ich nicht — keine Zeit zu gönnen in Tagebuchseligkeit auszuarten, die ich hasse.

Meine vorjährige Krankheit war der Hauptsache nach, durch Hilfe eines verständigen Arztes bald überwunden. Die Reconvalescenz aber scheint sich auf Monate und Jahre einrichten zu wollen.

Weshalb wir Heidelberg verlassen haben?

Weil ich ein leidenschaftliches und wie ich glaube, berechtigtes Verlangen empfand mich in einen andern, meiner Kunst günstigeren Boden zu verpflanzen. Wien und die Professur kann vor der Hand, um meiner zerrütetten Gesundheit willen nicht in Rechnung kommen.

Ich strebte nach dem, doch immer noch künstlerisch angehauchten Baiern; und da ich aus verschiedenen Gründen nicht nach München wollte, so lag das alte Nürnberg, an

das mich liebe Jugenderinnerungen knüpften, am nächsten. Dass meine Mutter sich dem anschloss, was für meine Kunst das Förderlichste erschien, war ihr natürlich.

Leicht wurde uns der Schritt wahrlich nicht. Heidelberg war ein Vierteljahrhundert hindurch unsere Heimat gewesen und es sind wehmüthige Gedanken, die mit den Bildern von Wald, Schloss und Neckar in der Erinnerung auftauchen. Natur, stille Poesie, angeregte Geistesluft und Freunde, wie man sie nur einmal im Leben besitzt!

Haben wir wohl gethan dies Alles zu verlassen?

Ich glaube ja. Noch mehr, ich glaube, wir hätten es früher thun sollen. Baden war leider für mich ein verlorener Boden. Weshalb bleiben? Länger bleiben, weil wir zu lange geblieben waren? Wie dem sei, geschehen ist geschehen, und den Erfolg muss die Zukunft entscheiden.

Meine Reconvalescenz wurde im vorigen Sommer nicht gerade gestört, aber doch etwas beunruhigt durch Nachrichten aus München, welche mir verkündeten, dass Amazonen und Gastmahl im dritten Stockwerk des Glaspalastes aufgehängt seien, wie vor sechs Jahren Medea und Urtheil in Berlin. Ich wollte die Bilder zurücknehmen; das ging nicht. Ich petitionirte bei hohen Herren und einflussreichen Kunstfreunden; es half nicht. Sie blieben, wo sie waren, und ich reiste den 25. September als »einstweilen beurlaubter« Professor ab — nach Süden — ungewiss wo ich bleiben sollte. Zunächst ging ich nach dem mir immer lieben Venedig. Ein monumentaler Auftrag der Nürnberger Handelskammer für die Ausschmückung ihres Saales im neuen Justizpalast hat mich in Nürnberg begrüsst, was ehrenvoll und erfreulich ist.

Briefauszüge von 1876 — 1878.

Die Ausstellung in München.

München, 27. Sept. 76.

»Ich bin gestern ganz wohl hier angekommen und da ich im Gasthof ein behagliches Eckzimmer fand, werde ich zwei Tage hier bleiben.

In der Ausstellung bin ich heute Morgen gewesen und werde auch nochmals hingehen. Meine Bilder hängen haushoch und wirken wie kleine Salonlandschäftchen. Man kann wenig von ihnen sehen und das ist das Beste von der Sache. Auf der Galerie gegenüber steht man in Thurmhöhe. Wer schwindelfrei ist kann die beiden Gemälde unter sich sehen, in einer Entfernung, die — mit einiger Uebertreibung — vielleicht halb so gross ist, als diejenige von der Rosenau bis zum Spittler Thor. Dem Agathon geräth die Spitze einer Pyramide von Wiener Glaswaaren zwischen die Beine. Es macht nichts; für den Raum sind die Bilder ja eine ganz leidliche Decoration. Für sich selbst können sie überhaupt nur wirken wenn man ihnen in Augenhöhe gegenübersteht, wie in wohl- und gleichberechigter guter Gesellschaft. Meinen Studienkopf mit dem Prämienzettel habe ich auch gefunden. Natürlich kommt die Prämie auf Rechnung des Freundes L. Die gute Iphigenie sitzt, wie immer, sehr anständig da. Makarts Bilder sind mehr als je mit schwarzen Tüchern versehen und bedürfen sie auch, doch ist die Draperie dies-

mal weniger gut ausgefallen als in Wien. Als der Beste erscheint mir Lenbach, obwohl etwas zu absichtlich. Er ist ein wirklicher Künstler, was in einer modernen Kunstausstellung in der Regel nicht von sehr Vielen gesagt werden kann.

Ich bin mit einer Art von ruhiger Behaglichkeit in dieser mir fremden Welt umhergewandert. Was ich sehe, geht mich nichts mehr an. Ich habe meine Rechnung geschlossen. Morgen werde ich die Freunde aufsuchen und übermorgen getrost nach Venedig abreisen, wo ich Zimmer in der Luna bestellt habe.«

Das Concert.

Venedig, 24. Oct. 76/77.

»Nach einigen kalten Regentagen ist wieder herrliches Wetter.

Beiliegend ein kleiner Entwurf zu einem venetianischen Bilde, den ich bitte mir im nächsten Brief zurückzusenden. »Ein Quartett oder Concert.« Was an dem Figürchen rechts in der Stellung an die Cäcilie erinnert, wird bei dem späteren »nach der Natur empfinden« ganz hinwegfallen. Die Frau rechts hat Pause, die links spielt pizzicato mit gesenkter Violine. Der Engel unten sitzt höher, am Fuss der rechten Figur (18). Architektur, weiss mit Gold, hinten Luft, die Figur rechts Goldbrocat, die Bratschistinnen Purpur und Violet.

Die Modelle sind arme Musikanten. Wer weiss wann ich sie je so wieder zusammen finde! Ich bedarf ihrer zum Studium für richtiges Greifen der Hände.«

April 1877.

»Den Tempelbau für das Concert habe ich hier im Hof des Dogenpalastes gefunden. Der Reichthum Venedigs thut sich, wie alles Echte, nur nach und nach auf. Anderthalb Stunden im Freien malen darf ich ohne Schaden wagen. Die Arbeit fordert grosse Gewissenhaftigkeit. Ich denke es wird mein bestes Bild werden, aber ich kann es nur in Italien machen.

Noch ein Brief aus Rom.

27. Sept. 1877.

»Seit einigen Tagen hier, war ich in so grossartig ruhiger Stimmung wie noch nie in meinem Leben. Hätte ich schreiben können, du hättest einen Brief erhalten wie du noch keinen gelesen. Im raschen Ueberblick hat sich mir hier mein Wirken vorgestellt und ich musste mir sagen, dass meine Irrthümer Stecknadelköpfe auf einer Kegelkugel sind. Ich habe ein wirkliches Glücksgefühl gehabt, dass ich meiner Welt so treu geblieben bin.

Es ist Alles in bester Ordnung. Zehn Bilder in verschiedenen Grössen, jedes werth ausgeführt zu werden und hundert Handzeichnungen, sämmtlich wohl aufbewahrt. Ich bin wohl, Alles ist freundlich und herzlich gegen mich. In einigen Tagen gehe ich nach Venedig zurück. Die Untermalung des Nürnberger Bildes ist fertig und steht in meinem Atelier, das sehr hübsch in einem verwilderten Orangen- und Rosengarten gelegen ist. Ich habe Privatwohnung in Venedig genommen bei zwei alten Damen. Sie heissen *sorelli Raffaelli.*«

Venedig, 16. Februar 78.

»Heute über acht Tage kann ich auch unter das Nürnberger Bild meinen Namen schreiben. Die Beschauer sitzen stundenlange davor. So ist es recht. Ich liebe es nicht sonderlich gelobt zu werden, aber die Freude der Andern gibt mir Befriedigung. Ich wünsche auch, dass die Besteller Freude an dem Bilde haben möchten. Eine gewisse grossartige Heiterkeit, die mir im Leben versagt ist, bleibt mir wenigstens in der Kunst.

Ich schicke den Kaiser Ludwig Ende März ab. Die letzten vier Wochen sind immer die entscheidenden für die Vollendung einer Arbeit. Man geht daran vorüber und im Vorbeistreifen entstehen die letzten Feinheiten.«

8 Tage später.

»In den ersten Apriltagen komme ich. Langes Schreiben ist unnöthig.

Nach meiner Rückkehr beginne ich das grosse Werk, die Titanen. Ein Saal ist gefunden und gemiethet, alle Studien bereit. Die Kosten für Alles, was zu diesem Unternehmen gehört, sind so enorm, die Aufgabe so ungeheuer, dass die Gefahr sehr nahe liegt, Schiffbruch zu leiden. Aber ich werde es versuchen.

Aengstige Dich nicht. Das Uebermass von Illusionen war mir bis jetzt schädlich; vielleicht ist es ein gutes Zeichen, dass ich jetzt am Gegentheil leide. Wien hat mich verändert, ich hoffe, gereift. Nur die Krankheit war überflüssig, das kann ich nicht vergessen.«

März 78.

»Man hat mir die kleine Insel Isea mit Klostergebäuden, Garten und Weinberg für 10.000 Francs zum Kauf ange-

boten. Ich werde auf der Heimreise den kleinen Umweg über Brescia machen und den mir als paradiesisch geschilderten Winkel in Augenschein nehmen.

Wir könnten im Nothfall ein Hôtel einrichten, wenn es mit der Kunst nicht fort will. Was meinst Du? Die Idee ist so übel nicht. Ich will dann auch auf meiner Insel begraben sein. Die Grabschrift ist schon fertig; sie lautet:

Hier liegt Anselm Feuerbach,
Der im Leben Manches malte,
Fern vom Vaterlande — ach —
Das ihn immer schlecht bezahlte.«

20. August.

»Während einer kurzen Abwesenheit in Bassano zur Sommerfrische ist mir in meinem Leben zum erstenmal ein Zeichen der Anerkennung von einem Throne zugekommen. Du wirst bereits wissen, dass der König von Baiern mir einen Orden verliehen. Es ändert dies zwar nichts an meinen Verhältnissen, aber das unverhoffte Denken an mich ist erfreulich.«

Ohne Datum.

»Nöthig zu berühren ist Folgendes, aber ich bitte, antworte nicht darauf.

Mein Concert ist bis auf die letzte Hand vollendet, aber der Rahmen noch nicht fertig. Das Bild würde ohnehin ruhen, da die Musikgesellschaft, die ich immer des Abends spielen hörte — sechs Personen an der Zahl — denen ich die Handgriffe und Fingerbewegungen ablauschte, bei einer nächtlichen Lustfahrt nach dem Lido, vom Dampfer überfahren und — Mann und Weib — elendiglich ertrunken sind.

Die Nachricht begrüsste mich des andern Morgens beim Frühstück.«

November 1879.

»Ich danke für Deine Nachricht. Der König von Baiern hat königlich gehandelt. So ist nun die zehnjährige Wanderschaft zu Ende und Medea hat ihre Heimat gefunden.

Glaube mir, nach fünfzig Jahren werden die Titanen sagen, was ich war und was ich wollte.«

Beschreibung des Ateliers.

»Es sieht grossartig und stattlich in meinem kleinen Atelier aus.

Im Hintergrund auf der Staffelei steht der Prometheus. Durch Aufhebung des Ovals wird das Bild ein schönes Galeriestück, eine andere Composition. Ich gewinne dabei an Landschaft und Figuren ohne dass der Linienzug alterirt wird. Venus, Gäa, Uranus füllen die Seitenwände des Ateliers.

Vorne steht mein letztes Bild, mein Concert. Ein Galeriebild von vier Meter Höhe im Rahmen. Letzterer ist ein Meisterwerk von durchbrochener Renaissanceschnitzerei, dabei ganz leicht, dunkelbraun mit einem goldenen Lorbeerstab, darin ruht der weisse Marmortempel. Trotzdem ich zu den Figuren eigentlich kein Modell gehabt — ich konnte mich nach dem Unglück nicht entschliessen andere Modelle zu nehmen — sind sie doch warm und seelenvoll.

Ich kann es nicht anders ausdrücken, das ganze Bild erscheint mir wie die Verklärung einer Malerseele.

Lasse Dir dieses gesagt sein.«

Letzte Aufzeichnung. 1879.

Wer dient seinem Vaterlande besser, Derjenige, welcher den Muth hat die Wahrheit zu sagen oder Derjenige, welcher die auffälligsten Gebrechen mit patriotischer Lüge überklebt?

Viel heiter Belehrendes habe ich meinem Vaterlande in meiner Kunst geboten. Es hat mich nicht aufgenommen und ist andern Künsten nachgegangen.

Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüthe meiner Kunst nicht voll und freudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständniss meiner Zeitgenossen in seinem Wachsthum aufgehalten und verkümmert.

Und ich bin nur Einer von manchen Auserwählten, die ein gleiches Schicksal trifft.

Dieses wollte ich sagen, nicht um meiner selbst willen — was würde es mir jetzt noch nützen? — aber um der Wahrheit willen und für künftige Zeiten. Denn die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte; nicht im einzelnen Menschenleben.

ANHANG.

Einleitung.

Die gegenwärtige kleine Sammlung von Aphorismen, welche ich in künftigen guten Stunden zu vergrössern hoffe, ist nicht so harmlos wie ihr Titel verspricht. Er sollte eigentlich nicht »Anhang«, sondern »Abwehr« lauten, was aus Schicklichkeitsgründen unterblieb, aus Wahrheitsliebe und zu wohlgemeinter Warnung hier aber nachgetragen wird.

Nicht dass ich die Lesewelt zu belehren wünsche über das was jeder gesund organisirte Mensch von selbst fühlen sollte, sondern die folgenden kleinen Aufsätze sind niedergeschrieben aus einem ethischen Reinigungsbedürfniss und als erster Spatenstich zur Wegräumung eines fünfzigjährigen Schuttes.

Vielleicht ermuthigen meine Worte einen ernsten Künstler, der sich eines würdigen Strebens bewusst ist, in einem Augenblick, wo er, des Kampfes müde, den Harnisch ablegen will. Dies ist Alles was ich begehre.

Künstlerisches.

Motto.

Um ein guter Maler zu sein, braucht es vier Dinge: Ein weiches Herz, ein feines Auge, eine leichte Hand und immer frisch gewaschene Pinsel.

Colorit und Illumination.

Colorit ist das vergeistigte Spiegelbild der in der Schöpfung zerstreut umherliegenden Dinge in ihrer Gesammtheit, ihr verklärter Abglanz in einer künstlerisch begabten poetischen Seele. Illuminist ist Derjenige, welcher das ihm für den einzelnen Moment brauchbar Scheinende sofort im Einzelnen zusammenträgt und mit mehr oder weniger technischem Geschick für seinen Zweck benützt.

Wer in asiatische Prunkteppiche eingehüllte Schemen ohne Fleisch und Knochen für grosse Kunst hält, der besehe sich in Italien die alten Originale, welche alle von dem tiefsten Respect für die Natur beseelt sind. Wollte Einer unserer berühmten Modernen eine einzige seiner ephemeren Gestalten so durcharbeiten, wie er es an diesen ewig gültigen Mustern vor Augen sieht, sofort würde sein coloristisches Kartenhaus zusammenstürzen und beschämt müsste er sein lebendes Modell nach Hause schicken.

Es erkundigte sich einmal Jemand nach der Figurengrösse eines Bildes von.... »Wenn Leute in den Kleidern steckten, wären sie lebensgross«, war die Antwort.

Der Künstler suche der menschlichen Erscheinung gerecht zu werden und denke dann bei mässigem Schneidertalent an die etwaige Bekleidung. Wer mit dem Schneider anfängt, bleibt gewöhnlich bei dem Metier, besonders wenn dasselbe einträglich ist.

Tiepolo.

Man findet mit einiger Ueberraschung im Treppenhause des Würzburger Schlosses die Originalien zu vielen bekannten und bewunderten Motiven aus unseren Tagen, selbst bis herab auf den Sonnenschirm; nur aber mit Hinweglassung von Tiepolo's farbenseligem leichtem Pinsel.

»Hummersalatartige Farben sind kein Colorit«, würde Correggio sagen und Raphael würde fragen, »wo ist die Psyche?« Kein Billroth wäre im Stande die lebensgefährlichen Knochenbrüche zu heilen.

Im gründlichen Studium der Natur allein ist ewiger Fortschritt.

Paul Veronese.

Veronese's Nachfolger verhalten sich zu ihm wie der Bediente zu seinem Herrn, dessen Art und Benehmen er sich durch jahrelange Gewohnheit in soweit angeeignet hat, um in Abwesenheit desselben, Ungebildeten gegenüber, für kurze Zeit den Herrn spielen zu können.

Die brutale Aufdringlichkeit der Farbe freilich finden wir bei Veronese niemals; daran erkennt man die Modernen. Paul Veronese ist bescheiden wie ein echter Cavalier und hat nie das Wesen eines Parvenue. Die Beweglichkeit und Anmuth seiner Gestalten ist stets mit der Sicherheit gezeichnet, welche vollkommenes Vertrauen einflösst; seine Farbe ist immer im Rapport mit der Natur, sei es, dass seine Figuren in geschlossenen Räumen oder in freier Luft sich bewegen. Seine kühnsten Verkürzungen zeigen stets die vollkommenste Kenntniss des menschlichen Organismus.

Man nehme jeden beliebigen Frauenkopf aus dem Bilde heraus und man wird staunen über die Formenvollendung und seelenvolle Schönheit desselben. Es sind nie Loretten, sondern stets Frauen im edelsten Sinne.

Ich kenne keinen Maler, dem es vergönnt gewesen wäre aus nächster Umgebung den Extract seiner Zeit zum vollendeten Typus zu gestalten wie Veronese. Er ist nicht im Treibhaus erwachsen, sondern in feuchtfrischer Meeresluft, umgeben von Marmorpalästen und malerischen Menschen,

seien sie in Brocat oder in Lumpen gekleidet. Er hatte nicht nöthig seine Schränke mit Carnevalstoffen zu füllen; das menschlich Gegenwärtige war das unerschöpfliche Feld seiner wahrhaftigen Kunst.

Es gibt eine Kunstrichtung in unserer Zeit, welche Vernichtung alles Idealen, das Aufgehen in romantischem Materialismus, in theatralischer Sentimentalität, mit einem Worte, den Triumph der Gliederpuppe darstellt.

Die Theaterempfindung, der Pappdeckelcultus ist das Gift, von welchem die Kunst verzehrt wird. Wir müssten, um neu zu verstehen, auf grenzenlosem Schutt bei Holbein beginnen.

Titian.

Ist das ein Kunstwerk, dessen Anlage wir bei dem geringsten eingehenden Studium der Natur sofort zerstören müssten? Sollte die Technik nicht nur Ausdruck des inneren Gehaltes sein?

Vereinfacht die Technik sich nicht bei jedem Fortschritt eines wahrhaft grossen Meisters? Wird er auf der Sonnenhöhe seines Lebens nicht den kürzesten und einfachsten Ausdruck seines Denkens suchen?

Ist die Kunst da, um durch Virtuosität die Sinne zu blenden oder soll sie ein Cultus sein, der die Seele über den Staub erhebt?

»Weh Jedem, der, vermessen und verblendet, die Schönheit wieder zu den Sinnen reisst. Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.«

(Michel Angelo.)

Unter allen Venetianern ist Titian der, im besten Sinne des Wortes, uns am nächsten verwandte Künstler. Obgleich sein eigenes Inneres der mächtigste Factor seines Schaffens

ist, so steigert er doch die Beobachtung von aussen herein bis zur höchsten Feinheit und erhebt seine Werke, wie Pietro Martyr zu symphonischer Grösse und wie die Assunta zum Hymnus des Erdentrückten — trotz aller Glut der Farbe.

Dies Alles diene zum Beweis, dass der grosse Colorist nicht nur eine Seele haben darf, sondern dass er sie haben muss.

Historie und Genre.

Der landesübliche Vergleich der Historienmalerei mit der dramatischen Dichtung, des Genre mit der Lyrik, ist ganz unbrauchbar, weil in der Dichtkunst Dinge auszusprechen erlaubt sind, die die Grenzen der Malerei überschreiten und umgekehrt. Wenn der Dichter malt und der Maler dichtet, so geht das nebenher und erschöpft nicht das einem Jeden angewiesene Feld.

Die Historienmalerei, gleichviel in welchen Dimensionen, bezeugt sich stets in der vollendeten Erschöpfung ihrer Darstellung. Sie macht ihre Gestalten unabänderlich, indem sie dieselben, unbeschadet ihrer Individualität, stets als Typus einer Gattung hinstellt. Das lebende Modell darf nur mit grosser Vorsicht, in stetem Hinblick auf den Zusammenhang des Ganzen benützt werden.

Die echte Historie muss in erster Linie das Ethische, menschlich Grosse festhalten, gleichviel in welchem Costüm sie sich bewegt.

Ein geistvolles Portrait der Neuzeit in moderner Kleidung kann somit im besten Sinne des Wortes ein Historienbild genannt werden.

Es ist Gebrauch geworden und bezeichnet eine in unsern Tagen berühmte Schule, dass lebensgrosse, theatralisch aufgeputzte Genrebilder als Historienbilder aufgetischt

werden. Es ist dies eine verhängnissvolle Verwechslung der Grundprincipien unserer Kunst.

Der Genremaler kann beliebige tragische oder drollige Figuren und Scenen darstellen; hat er noch dazu das Glück einen novellistischen Hintergrund zu finden, so ist allen Anforderungen genügt. Wenn ich aber den schönsten Münchner Sackträger in die Tunica stecke, so habe ich noch lange keinen Brutus geschaffen; und wenn ich ein schönes Mädchen male mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, so ist es eine maskirte Psyche. Gelingt es mir aber mich über das Modell hinauszuheben zu einer typischen Gestaltung, so habe ich als Historienmaler geschaffen.

Man erkennt den geborenen Historienmaler und den Genremaler sofort an der Wahl ihrer Gegenstände.

Das Genre unterhält und erheitert, die Historie erhebt und belehrt.

Monumental und Decorativ.

Die Grösse der Bildfläche hat auch hier keine Bedeutung. Die typische Grösse der Form und Gestaltung, gleichviel ob farbig oder Grau in Grau, ist allein massgebend.

Raphaels kaum einen Quadratschuh grosser Ezechiel ist gewiss monumental, während Le Bruns grosse Ceremonien- und Schlachtenbilder blos Decorationen sind.

Eine kleine Handzeichnung von Michel Angelo ist monumental; der berühmte Münchner Wallenstein kommt über die Bühne nicht hinaus.

Rubens kleinste Kindergruppen können in schöner Architektur stehen.

Die verachteten Zopfmaler haben noch Fühlung und Schulung der alten grossen Zeit bei aller Geschmacklosigkeit des Details. Unsere Gegenwart aber liebt die Decoration nicht nur im Theater sondern auch in den Galerien.

Theaterempfindung in der Kunst.

Die grosse Vorliebe für das Theater, das Vermögen Gutes und Schlechtes zugleich aufzunehmen, haben ein starkes und tiefes Empfinden der Wahrheit in den Grundfesten erschüttert.

Die gesetzlichen Schranken in der Kunst sind durchbrochen und der Schlamm des Alltagslebens überfluthet das poetische Gebiet mit Masslosigkeit, die aus Armuth, und mit Uebertreibung, die aus Unvermögen erzeugt sind. Hier und da steht eine Blume, aber sie wird übersehen und welkt unbeachtet.

Niemals wurde mehr von Kunst gesprochen und niemals wurde sie weniger empfunden als in unseren Tagen. Starken und treuen Seelen geht man aus dem Wege und die Geschmacksepidemien brechen sonderbarer Weise in verschiedenen Ländern zu gleicher Zeit aus.

Accessoirmalerei.

Eine löblich posamentirte Goldtapete als Hintergrund, ein mit rothem Sammt gepolsterter Renaissancestuhl, ein graues Seidenkleid in Lebensgrösse nach der Gliederpuppe, ein falsch modellirter Kopf und schlechte Hände; dies ungefähr kennzeichnet das gewöhnliche Salondamenportrait des neunzehnten Jahrhunderts.

Man vergleiche nun Van Dyk und Velasquez. Bei ihnen ist stets das breit, pastos, malerisch impostirte Fleisch die Hauptsache. Hintergrund einfach, Kleidung in der Silhouette richtig skizzirt, mit wenigen Strichen nach der Natur gezeichnete Falten an den Gelenken. Meisterhafte Hände, jeder Kopf für sich ein Galeriestück. —

Industriecultus als Beförderer der Kleinkunst.

Bei den Alten erstarkte die grosse Kunst am Göttercultus; aus abstract religiösen Typen wurden menschlichere Formen entwickelt und mit der Zeit dem häuslichen Cultus zugänglich gemacht. — In unserer Zeit will man anders verfahren; man plündert eine tausendjährige Kunst- und Industrieperiode im Kleinen und glaubt durch Hebung des Geschmackes im Allgemeinen allmählich zur menschlich monumentalen Kunst hinaufklettern zu können.

Man glaubt, dass Jemand, der einige pompejanische Töpfe besitzt, auch eine richtige Anschauung des vaticanischen Apollo haben müsse. Nicht will ich leugnen, dass es besser sei, sich im Kleinen zu vervollkommnen, wenn man im Grossen nichts zu leisten vermag, allein dann sollte man bescheiden von Industrie, nicht aber von Kunst sprechen.

Lebensgrosse, decorativ arabeskenhafte conventionelle Gestalten sind keine monumentale Kunst. Diese muss unmittelbar aus der Natur und aus der grossen Auffassung derselben hervorgehen. Wo die freie Schöpfung fehlt, weht kein Flügelschlag der Poesie.

Realistische Kleinkunst.

Diese hat in den Augen des Publicums den Vorzug für Jedermann verständlich zu sein. Wer indess glaubt, grosse Kunst mit dem Verstand und angelernter Bildung zu begreifen, der ist im Irrthum. Um grosse Kunst nachempfinden zu können, braucht es in erster Linie Herz und Phantasie. Der Verstand kann nachher kommen und sich die Sache zurechtlegen.

Wer ein Kunstwerk gleich auf den ersten Blick zu verstehen meint, mit Allem was darum und daran und dahinter ist, der sollte etwas misstrauisch sein und sich vorsehen. Wird es ihm aber bei dem Anschauen eines andern wohl und freudig zu Muthe, ohne dass er weiss warum, dann möge er ruhig stehen bleiben. Es wird wohl etwas Gutes sein.

Originalitätssucht aus Mangel an Schule.

»Das Werk mag viele Fehler haben, aber Eines muss man ihm lassen — originell ist es.« So sprechen gewisse Leute und ziehen die Augenbrauen in die Höhe.

Was ist originell? Alles und Jedes in der Welt ist schon einmal dagewesen und leider fast immer besser. Was aber aus der tiefsten Seele des Menschen kommt ist demungeachtet immer originell.

Die Akademien.

Rücksichtlich sei der edle Mensch und rücksichtsvoll! — Darum ihr angehenden Kunstjünger besucht den akademischen Elementarunterricht; er kommt am billigsten. Wer dann unter Euch ein gottbegnadeter Flötenspieler ist, der bläst bei Zeiten die eigene Melodie, in der Schule lernt er nur den eintönigen Chorus.

Studiert die alten Meister, legt zu rechter Zeit Eure eigene Individualität in die Wagschale, dann werdet Ihr ziemlich genau erkennen was ihr vermögt. Andere Wege gibt es heut zu Tage nicht.

Das angeborne Talent lässt sich durch keine Schule ersticken, eben so wenig, als es sich da, wo es fehlt, ersetzen lässt. Talent ist der gesunde Drang, herauszuschaffen was in uns liegt.

Nie aber ist das Richtige das was Ihr macht, sondern wie Ihr es macht. Das beherziget wohl.

Rücksichten verbieten mir, mehr zu sagen, da ich beurlaubter Akademieprofessor bin.

Zur Betrachtung eines Kunstwerkes.

Wer ein Kunstwerk verstehen und geniessen will, der gehe wo möglich ohne Begleitung und kaufe sich einen Stuhl, wenn solcher zu haben ist, setze sich in richtiger Distance und suche, in Schweigen verharrend, wenigstens für eine Viertelstunde sein verehrliches Ich zu vergessen. Geht ihm nichts auf, dann komme er wieder, und ist ihm nach acht Tagen nichts aufgegangen, dann beruhige er sich mit dem Bewusstsein das Seinige gethan zu haben. Fängt aber innerhalb dieser Frist der magnetische Rapport an zu wirken, wird es ihm warm um das Herz und fühlt er, dass seine Seele anfängt sich über gewisse Alltagsvorstellungen und gewohnte Gedankenreihen zu erheben, dann ist er auf gutem Wege begreifen zu lernen was die Kunst ist und was sie vermag.

Es versteht sich von selbst, dass hier nur von Galerien, Kirchen oder stillen, würdigen Privaträumen die Rede sein kann.

In Ausstellungen kann man keine Bilder betrachten; man sieht nur, dass sie da sind. Für die Mehrzahl der Besucher ist dies allerdings genügend; für den Künstler freilich auch; da er in einer Minute mehr sieht und vermisst als der Laie in Stunden und Tagen.

Kunstausstellungen.

Alles menschliche Sehen, Hören, Denken und Empfinden hat seine Grenzen. Jedermann hält sich die Ohren zu, wenn zehn Drehorgeln zusammenspielen, jede ihr eigenes Stück.

Das Beste in der Kunst kann nur für sich allein genossen werden.

Unsere Ausstellungen sind krankhafte Beruhigungs-Anstalten, in welchen die Quantität für die fehlende Qualität entschädigen soll.

Bei Gelegenheit solch grosser Kunstmärkte bemächtigt sich meiner stets ein Gefühl von tiefer Niedergeschlagenheit, ein Mitleid mit all' diesen wenn auch selbst mittelmässigen Werken, die doch in stiller Liebe erzeugt sind und nun einer unverständigen, lieblosen Schaulust zu flüchtiger Unterhaltung dienen müssen.

In den grossen Ausstellungen feiert die technische Virtuosität kraft ihres Verblüffungsvermögens den glänzendsten Triumph. Sie geben dauerndes Zeugniss von dem Geiste unseres Jahrhunderts.

Was würden Raphael und Titian, Rubens und Van Dyk gesagt haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, ihre Werke einer mit Verlosung verbundenen Gewerbeausstellung zu übergeben!

Die Kunstvereine.

»Ein jedes Thierchen hat sein Plaisirchen, haben wir keine Kunst, so haben wir wenigstens ein Künstchen! Gott ist auch im Kleinsten gross. Welche Kunstgenüsse kann sich der Gebildete mit einem Fond von 300 Mark nicht verschaffen!

Wie viele mittelmässige Familienväter haben wir vom Hungertode gerettet — das Genie bricht sich selbst seine Wege, wenn es auch seine Producte nirgend anbringt.

Wozu Historie? Ein Histörchen, wie erfreut es zuweilen das Herz des Biedermannes! Dann die lieben kleinen Genrebildchen! — Und die Damenmalerei streut Rosen auf unsere Kartoffelacker.

Wie reizend auch spielen patriotische Gefühle in's deutsche Familienleben hinein; was kümmert uns die Mache, welche wir ja doch nicht verstehen, wenn nur Geist und Gemüth vorhanden sind. —

Es gibt nur ein deutsches Gemüth!

Wir geben dieses Jahr ein Vereinsblatt heraus »Des Kriegers Heimkehr« und unsere Enkel sollen sich daran bilden und erfreuen.

So spricht der Director des deutschen Kunstvereins und trinkt sein Glas Bier aus.

Gott segne Euch Herr Stille!

Amen.

Kunstkritik.

»Der Teufel hole die ärztliche Praxis«, sagte mir ein Schweizer Arzt in Rom. »Stirbt der Patient, so habe ich ihn umgebracht. Bringe ich ihn durch, so hat es die Madonna gethan.«

»Was mich betrifft, so geht mir's nicht besser«, antwortete ich. »Gelingt mir ein Bild, so habe ich es von den Alten gestohlen, missglückt es, so war ich nichts Besseres werth.«

Ein gutes Wort wirkt schöpferisch und erweckt neue Ideen. Eine alberne Bemerkung kann eine ganze Saat verwüsten.

Tadeln ist leicht, deshalb versuchen sich so Viele darin. Mit Verstand loben ist schwer, darum thun es so Wenige.

Niemand urtheilt schärfer als der Ungebildete; er kennt weder Gründe noch Gegengründe und glaubt sich immer im Recht.

Das echte Kunstwerk bedarf keiner Vermittlung. Es spricht oder schweigt, je nach der Natur des Beschauers.

Das echte Kunstwerk bildet uns, indem wir es geniessen. Mangel an Erklärung befördert bekanntlich den Kunstgenuss sehr.

Bezahlte und unbezahlte Kritiker sind häufig aufdringliche Dolmetscher ihres eigenen Ich's. Um der Kunst gerecht zu werden, müssten sie den langen mühseligen Weg des Künstlers gehen.

Wollte ich des Falschen und Verkehrten genügend Erwähnung thun, welches ich auf diese Weise in dem dornenvollen Laufe meines Lebens erfahren habe, so könnte ich ein eigenes Buch darüber schreiben, das dann hoffentlich Niemand lesen würde. Die guten Worte vernünftigen Lobes und Tadels würden darin verschwinden wie Tropfen im Meere. Doch habe ich auch solche gefunden und aufbewahrt.

Das Beste was über mich geschrieben wurde, stammt aus der Feder eines Berliner Kritikers und lautet so: »Wenn man vor einem Feuerbach'schen Bilde steht, so weiss man nicht, was man sagen soll.«

Die kürzeste Antwort ist die beste. Man schweigt still.

Vermischtes.

Lebensregeln.

Gibt Dir Jemand einen sogenannten guten Rath, so thue gerade das Gegentheil und Du kannst sicher sein, dass es in neun von zehn Fällen das Richtige ist.

Wenn Dir Einer auf die rechte Backe schlägt, so gib ihm dafür zwei auf die linke.

Die Mittelmässigkeit wägt immer richtig, nur ihre Waage ist falsch.

Mit wem man nichts gemein hat, mit dem ist gut Frieden halten.

Es gibt Menschen, welche die Natur auf das Wörtchen »aber« eingerichtet hat; sie dienen dazu Denk- und Thatkraft der andern zu lähmen.

Eines versäume nicht. Fliehe vor der Tactlosigkeit, denn Du kannst Dich nicht gegen sie vertheidigen, nicht einmal durch Grobheit.

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, gilt für hochbegabte Menschen. Die gewöhnliche Vortrefflichkeit verträgt Stufen der Anerkennung. Vergiss das ja nicht.

Die besten Lebensregeln sind übrigens immer diejenigen, die man an der eigenen Haut erfahren hat.

Beispielsweise.

Der Künstler und der Genius.

Sage mir, Du Ausbund von Leichtsinn, wie kommt es, dass Du unter hundert Bildern zehn schlechte gemalt hast, Du, dem ich in der Wiege die höchsten Gedanken eingab?

Durchlauchtigste Hoheit, hätten Höchstdieselben geruht mir bei grosser Begabung das nöthige — — —

Was grüner Junge, — — Du wagst mir zu widersprechen? Hast Du nicht 25 Jahre lang Cigaretten geraucht und zwar türkischen Handschnitt aus der ersten Trafik, Graben Nr. 16, welcher Luxus nur einigen bevorzugten Akademie-Directoren erlaubt ist?

Nun, wenn Hoheit so zu fluchen geruhen, dann wird mir wieder ganz heimatlich zu Muthe.

Hohe Häupter.

Wer den Willen und die Macht hat die Mittelmässigkeit zu erheben, der hat sie auch das wahre Talent zu schädigen.

Manche Fürsten sind unsterblich geworden mit den Talenten, welchen sie zur Unsterblichkeit verholfen haben.

Wer für hohe Ideen lebt, muss vergessen an sich selbst zu denken.

Der grösste Staatsmann ist immer derjenige, welcher der humanste ist.

Kunst und Wissenschaft.

Die Eine sucht das Wesen in der Erscheinung, die Andere die Erscheinung im Wesen. Die Eine gestaltet, die Andere zerlegt; sie sehen nach verschiedenen Richtungen und sprechen verschiedene Sprachen und doch sollen sie der alten Dame Cultur zu Liebe Arm in Arm wandeln bis an das Ende der Dinge.

Die Kunst übersetzt die göttliche Schöpfungskraft in's Menschliche; die Wissenschaft reproducirt das Geschaffene im Geiste. Kann man sich eine grössere Verschiedenheit der Aufgaben denken?

Künstlerrecht.

Es gibt eine berühmte Stelle in Lessing, in welcher er aus der Hand der Gottheit das Streben nach dem Vollkommenen erbittet, weil die Vollkommenheit selbst doch nur ihr allein gehöre.

Ich meinerseits, ach, ich ersehne die Vollkommenheit nur — in Oel — und ich möchte darum bitten, denn des trockenen Strebens habe ich bereits übergenug.

Poetisches Tactgefühl.

Schön empfinden und richtig denken ist eine Naturgabe, die wohl geübt aber nicht erlernt werden kann. Nur der künstlerische Tact bewahrt vor Ausschreitungen.

Dichter und Künstler.

Es ist unter den modernen Dichtern Liebhaberei geworden, ihre Novellen- oder Romanhelden unter den bildenden Künstlern zu suchen. Nur Schade, dass sie dabei häufig sammt ihrem Helden zum Stümper werden. Wenn am Ende der Erzählung der berühmte Ateliervorhang von dem geheimnissvollen Bildwerk fällt, dann ist es gewöhnlich für den Künstler Zeit das Buch fallen zu lassen, falls er es nicht schon früher gethan hat.

Die Begriffsverwirrung zu klären lohnt sich nicht.

Dramatisches.

Dramatisch bearbeitete Epen sind mir von je gegen die Natur gewesen. Das grosse Epos ist für gehörige Entfernung auf Luftperspective berechnet, auf langsames, ruhiges Vorüberschreiten in Distance. Rücken die Gestalten aber so nahe wie auf der Bühne, so erscheinen sie entweder ungeheuerlich oder sie schrumpfen zusammen und werden kleinlich. Beides unkünstlerisch.

Unkünstlerisch ist auch das Auspumpen und Auspressen der dramatischen Situationen bis auf den letzten Tropfen ohne Mass und ohne Erbarmen.

Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappendeckel und Schminke nicht hinaus komme. Ich hasse den Decorationsunfug, mit Allem was dazu gehört, von Grund meiner Seele. Er verdirbt das Publicum, verscheucht den letzten Rest von Kunstgefühl und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich abwendet und den Staub von ihren Füssen schüttelt.

Das wahrhaftige Kunstwerk hat stets innerliche Kraft genug, um Situationen zu vergegenwärtigen, auch ohne unwürdige, der Kunst zuwiderlaufende Mittel. Es bedarf bescheidener Andeutungen nicht, aber sinnverwirrender Effecte.

Ich muss von diesen Dingen sprechen, denn sie greifen mir an's Herz.

Hätte ich meine Pietà, meine Iphigenie, mein Gastmahl schaffen können, wenn ich anders empfände?

Frauen.

Die Kunst ist eine strenge göttliche Geliebte, sie steht der irdischen immer im Wege. Welches Weib begreift und duldet dies?

Es gibt wenige Frauen, welche fähig sind, den Mann um des Genius willen zu lieben. Es ist die Person und der Erfolg, was sie begehren. Das grosse Ganze mit seiner Fülle an Kraft und Herzensgüte, ohne welche kein Genie denkbar ist, erkennen sie schwer; an kleinen Ecken und Mängeln scheitert das Verständniss und wenn ein Knopf am Rocke fehlt, das übersehen sie nicht.

Zu einer Künstlerheirat gehört viel Liebe, viel Verstand, viel Geduld und sehr viel Geld. Kleinliche Sorgen sind der Tod des künstlerischen Schaffens.

Die gefährlichste Klippe im Leben des Künstlers ist die Heirat, am meisten eine sogenannte glückliche Heirat, wo

man sich ineinander schickt und Neigung und Gewohnheit den leisen Druck der Fesseln vergessen machen, während dem Genius allmählich die Flügelfedern ausfallen, eine nach der andern, ohne dass er es merkt, bis er kahl dasteht.

Die alten grossen Meister sind meistens ehelos geblieben. Nur Rubens hat es zweimal bezwungen; das war aber auch ein Held.

Hoch oben über dem kleinen Getriebe alltäglicher Sorgen ein wahrhaftiges Künstlerleben in Glanz, Ehre und Reichthum — und dies Alles auf ein liebes, schönes Haupt niederlegen, das liesse ich mir gerne gefallen; sonst lieber allein den Flug zur Sonne wagen und mit verbrannten Flügeln in Nacht versinken, wenn es nicht anders sein soll.

Göttliche Hilfe.

So viel ist freilich wahr; in den Fällen, wo ein rasches Eingreifen der Gottheit tausendfältiges Elend verhindern könnte, versteckt sie sich und ist nicht zu finden. Und wenn der Mensch nach unsagbaren Kämpfen sich selbst geholfen hat, dann sagen die Menschen: Das hat Gott gethan. Das kommt von Gott.

Von der Gottheit nichts begehren als sie selber würde somit das Richtige sein.

Religion, in welcher Form sie auftritt, bleibt das ideale Bedürfniss der Menschheit. Deshalb ihre unauflösliche Verwandtschaft mit der Kunst.

Ich achte den Menschen höher, der ihrer im Glück bedarf, als denjenigen, der sich im Unglück von ihr trösten lässt.

Humor.

Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leid spielen.

Er ist eine der wenigen Tröstungen, die dem Menschen treu bleiben bis an das Ende.

Der Humor schwebt über den Tiefen des Menschen, wie der Geist Gottes über den Wassern am Schöpfungsmorgen.

Wer Ohren hat zu hören, mag in seinem Wehen den Flügelschlag des schöpferischen Genius vernehmen.

ANMERKUNGEN.

1. Anselm Feuerbach's Vater wurde im Jahre 1836 als Professor der Alterthumskunde an die Universität Freiburg in Baden berufen.
2. Karl Feuerbach, eine im höchsten Grade geniale Natur und hochbegabt in seinem Fach als Mathematiker, ist der unglücklichen Demagogenverfolgung im Jahre 1824 zum Opfer gefallen. Nach zwei Selbstmordversuchen aus dem Gefängniss in München befreit, ward er in das befreundete Haus des Hofrath von Thiersch zur Pflege aufgenommen, leider zu spät. Er verfiel allmählich in unheilbare Geisteszerrüttung und starb zu Erlangen den 12. März 1834.
3. Bericht des Herrn Anton Pfeiffer, Redacteur der Badischen Landpost in Karlsruhe, Jahrg. 4, Nr. 16 (20 Januar).
4. Freiherr von Löw, Director des Hof- oder Apellationsgerichtes.
5. Medicinalrath Heine in Speyer.
6. Eine kleine Sammlung von diesen Jugendgedichten ist noch vorhanden.
7. Eigenthümer Herr Dr. Roller in Achern.
8. Nach diesem kleinen Daguèrrotyp ist es gelungen eine schöne grosse Photographie des zerstörten Bildes herzustellen, welche sich in der Sammlung von Photographien nach Bildern von Anselm Feuerbach bei Herrn Hanfstängl in München befindet.
9. Venetianischer Arzt, Dr. Richetti.
10. Frankfurter Museum, herausgegeben von Theodor Creizenach, 1856. Nr. 11, 12, 13. »Aus den Tridentiner Alpen« von Joseph Victor Scheffel.
11. Brief des Herrn Academiedirector Schirmer an Anselm Feuerbach's Mutter vom 26. December 1855:

    »Als eine verspätete Weihnachtsfreude erlaube ich mir mitzutheilen, dass ich gestern die grosse Freude hatte, das erst jetzt angekommene Bild Anselm's, die Copie nach Titians Maria Himmelfahrt, für das Grossherzogliche Cabinet zu begutachten. Dieses ausgezeichnete Kunstwerk veranlasste mich meine volle positive Anerkennung auszusprechen und die Idee einer ferneren Unterstützung für Rom zu beantragen. Es ist dies allerdings eine gewagte Mittheilung, doch glaube ich dadurch ein besorgtes Mutterherz zu erfreuen.«
12. Auszug aus einem Schreiben des oben genannten Director Schirmer an Anselm Feuerbach vom 1. Mai 1856:

    »Mein Wunsch geht dahin, dass Sie in gesunder uneitler Weise, weder verzagend noch trotzend, weiter streben. Können Sie in Italien durch Ausübung ihrer Kunst anderwärtige Mittel zum dortigen Aufenthalt erzielen, so bleiben Sie ruhig dorten; ein rechter Mann sucht vor Allem frei und unabhängig zu werden, seine leibliche Existenz durch seiner Hände Arbeit zu bestreiten. Fügt es jedoch Gott nicht,

dass Sie Bestellungen dort erhalten oder durch ein paar Portraits die Zeit abwarten können, dann benützen Sie die noch übrigen 200 fl. zur Heimreise.«

Brief des Herrn Geh. Cabinetssecretair Kreidel in Karlsruhe an Anselm Feuerbach vom gleichen Datum:

»I. Anweisung für den Rest von 200 fl. die noch übrig.

II. Hievon geben wir dem Maler Herrn A. Feuerbach in Venedig mit dem Anfügen Kenntniss, dass es ganz in seinem Belieben steht Venedig jeden Tag zu verlassen. Es ist uns überhaupt keine Höchste Bestimmung bekannt, welche ihn nach Vollendung des Bildes Maria Himmelfahrt von Titian in Venedig gefesselt hätte.«

13. Herr von Landsberg, welcher die in Rom anwesenden Fremden zu musikalischen Soiréen bei sich versammelte.
14. Die Madonna von musicirenden Kindern umgeben, »*le reveil*« genannt, befindet sich seit Frühling 1881 in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden, welche dieses Bild von dem früheren Besitzer, Herrn Emil Rothpletz in Aarau käuflich erworben hat.
15. Die erste Iphigenie ist Eigenthum des Herrn Dr. Konrad Fiedler, Rittergutsbesitzer auf Crostewitz bei Leipzig, jetzt in München wohnend.
16. Das Bild verdankt seine Enstehung einer Privataufführung der Gluck'schen Oper. Es befindet sich im Hause des kürzlichst verstorbenen Herrn Geheimen Rath Bluntschli in Heidelberg und ist Eigenthum seines Sohnes des Herrn Professor F. Bluntschli in Zürich.
17. Nach der Plafondbestellung wurde Anselm Feuerbach von der Wiener Steuerbehörde mit einer jährlichen, auf ein Jahr zurückwirkenden Steuer von nahezu 2000 Gulden belastet und mit wöchentlichen Executionszetteln und Strafdrohungen verfolgt und geschädigt. Gegenvorstellungen wurden abschlägig beschieden, die Forderung aber im Jahre 1876 durch Ministerialverfügung cassirt. Nach Feuerbach's Tode erfolgte die Rückerstattung der eingezahlten ersten Rate.
18. Der kleine Engel wurde auf dem ausgeführten Bilde weggelassen.
19. Die vier zu den Nebengruppen des Plafonds gehörigen Bilder, Prometheus, Venus, Uranos, Gäa, an welchen Anselm Feuerbach während der letzten Monate seines Aufenthaltes in Wien gearbeitet hatte, wurden in der Folge durch das Oesterreichische Cultusministerium abgelehnt und ihre Vollendung, so wie die Bestellung der noch fehlenden Bilder zurückgenommen. Diese abbestellten Gemälde sind nach dem Tode des Künstlers für die k. k. Akademie angekauft worden zur Vervollständigung der Deckengemälde, mit welcher ein ehemaliger Schüler Feuerbach's betraut wurde.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Erinnerungen aus der Kindheit	1
Düsseldorf	14
Briefauszüge aus Düsseldorf	17
München. Antwerpen	24
Briefauszüge	28
Paris	36
Briefauszüge	41
Karlsruhe	47
Venedig. Ein Reisebrief	54
Noch einige Briefauszüge aus Venedig	64
Florenz	68
Zwei Briefe aus Florenz	70
Rom	75
Bilderschicksale	84
Briefauszüge zur Ergänzung der vorhergehenden Abschnitte. Dante. Kinderbilder	92
Ein Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1859	95
Kindergruppen, Madonna, Skizzen	96
Fortsetzung der Briefauszüge. Erste Iphigenie, Pietà	100
Die Bilder für die Galerie des Herrn Grafen von Schack	103
Fortsetzung der römischen Briefauszüge. Erstes Gastmahl. Zweite Iphigenie. Orpheus	106
Medea. Urtheil des Paris	109
Schöpfungsgeschichte der Medea	110
Amazonenschlacht. Zweites Gastmahl	112
Wien	115
Mittheilungen aus den Wiener Briefen vom Jahre 1873 bis 1876.	122
Nürnberg 1877	130
Briefauszüge vom Jahre 1876 bis 1878	132
Letzte Aufzeichnung 1879	138

Anhang.

Einleitung	140

Künstlerisches.

Seite

Colorit und Illumination 143
Tiepolo 144
Paul Veronese 145
Titian 147
Historie und Genre 149
Monumental und Decorativ 151
Theaterempfindung in der Kunst 152
Accessoirmalerei 153
Industriecultus als Beförderer der Kleinkunst 154
Realistische Kleinkunst 155
Originalitätssucht aus Mangel an Schule 156
Die Akademien 157
Zur Betrachtung eines Kunstwerkes 158
Kunstausstellungen 159
Die Kunstvereine 160
Kunstkritik 161

Vermischtes.

Lebensregeln 163
Beispielsweise 165
Hohe Häupter 166
Kunst und Wissenschaft 167
Künstlerrecht 168
Poetisches Tactgefühl 169
Dichter und Künstler 170
Dramatisches 171
Frauen 173
Göttliche Hilfe 175
Humor 176

A8/62

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20913 6701